

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Herbst-
strauß
♦

Gemälde
von
Anna
Gasteiger



Strahlende Sonne- Schimmernde See!



Wundervolle Entspannung, Gefühl des durch und durch Gesundwerdens. Durchleuchtet von der Sonne arbeitet die Haut, beste Bundesgenossin von Herz und Lunge. Die Haut wird gesünder und schöner. Nach ein paar Tagen hat sie jene gleichmäßige, samtige Oberfläche, welche das Ideal unserer Zeit ist.

Für Sonne und See gewähren die beiden Elida-Cremes idealen Schutz und vollendete Pflege. Vor dem Bade und am Abend vor dem Schlafengehen Gesicht, Arme und alle unbedekten Teile des Körpers sorgfältig mit Elida Nachtcreme einreiben! Gierig trinkt die Haut diese Creme, die ihr das entzogene Fett wiedergibt.

Elida Jede Stunde Creme nach dem Bade und zu jeder Stunde des Tages, wenn grelle Sonne oder scharfer Wind Ihren Teint bedrohen können. Benützen Sie besonders diese Creme am Abend vor der Gesellschaft.

Die beiden Elida Cremes sind die treuen Dienerinnen der Frauen. Sie helfen ihnen Freiluftsport neben mondäner Geselligkeit zu pflegen.

Zwei Tuben
vereinigt in der neuen Zwillingspackung
Mark 1.20

ELIDA CREMES

Daheim



64. Jahrgang. Nr. 44

28. Juli 1928

Als Bismarck starb.

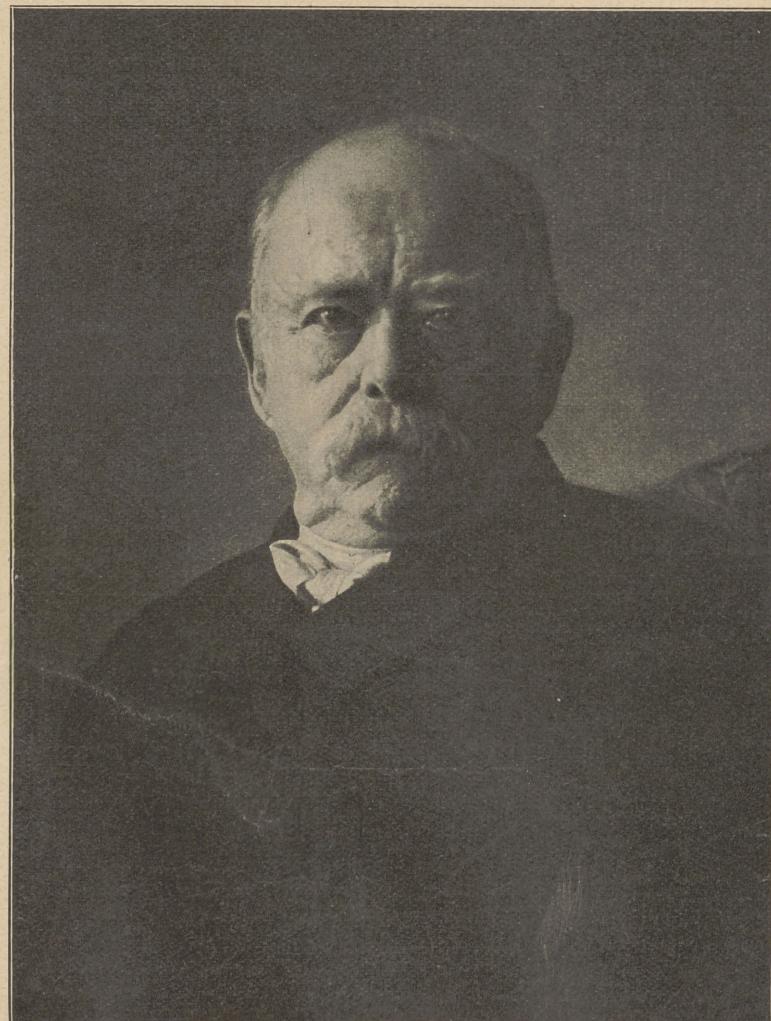
Dreißig Jahre sind vergangen. Eine neue Generation ist herangewachsen. Die damals Knaben waren, sind Männer geworden. Die damals Männer waren, gehen in grauem Haar oder sie sind ihm schon nachgefolgt auf die große letzte Reise.

Dreißig Jahre. Sommerferien waren wie heute. Mutter war mit mir, dem Tertianer, an der Ostsee. Ich stand in dem glücklichen Alter, wo man noch ein Junge ist und doch schon ein Jüngling sein will, wo man noch allen Spiels sich freut und doch schon Sinn für Ernst hat. Da hieß es eines Morgens: „Bismarck ist tot!“ Kam die Nachricht mit der Zeitung? nein! sie kam irgendwoher: einer hatte es gesagt — irgendeiner. Mit leiser umflorster Stimme. Und ein anderer hatte es gehört und war still geworden. Innerlich und äußerlich. Nur gerade, daß er die Botschaft dem Nächsten weiter sagen konnte, dem Nächsten, der dann leise nickte: „Ja, ich weiß schon, er ist tot!“ — „Er!“ — nichts weiter — „Er!“

So war das Gerücht durch Deutschland geläufen. In der Nacht vom 30. zum 31. Juli. Von Sonnabend zum Sonntag. Der Telegraph trug es. Von Mund zu Mund ging es. Der Kutscher, der über Land fuhr, sagte es in den Dörfern. Der Lokomotivführer sagte es, wo er die Bremse ziehen mußte, auf jedem Bahnhof. Der Mann sagte es seiner Frau. Der Vater hob seinen Knaben aus dem Bett und sagte es ihm. Der Freund sagte es dem Freunde. „Bismarck ist tot!“

Da war es auch am Ostseestrand am Sonntag früh. Die Sonne leuchtete; sie schien von nichts zu wissen. Wir Jungen aber, die wir uns in Ferienfreundschaft und Ferienfreude zusammengefunden hatten zu Schwimmspiel und Burgenbau, wir begriffen. Wir ahnten ja schon etwas von der majestätischen Größe dieses Mannes. Wir fühlten: dieser Tod war der Ausklang eines Weltgeschehens. Wir gaben uns die Hände. Wir

dachten an all das, was uns unsere Väter erzählt, dachten, wie ihre Stimmen immer feierlich geworden waren, wenn sie den Namen aussprachen: „Bismarck!“; wir dachten, was man uns in der Schule gelehrt, ohne daß wir die inneren Zusammenhänge des politischen Lebens schon erfassen konnten; dachten an die Worte: „Altreichskanzler“ und „Der Alte von Friedrichsruh“. Der „Alte“ — darin lag so unendlich viel Gewicht für uns; Schwere, Ernst, Wucht. Wir hatten ja immer und immer wieder sein Bild gesehen, in allen Zeitschriften, an den Wänden der Schulzimmer, auf dem Schreibtisch unserer Väter, auf Postkarten. Sein Bild war ja überall — überall im deutschen Vaterlande. O, wir kannten diesen Kopf. Und einer oder der andere hatte ihn wohl auch einmal in Wirklichkeit schauen dürfen: in der Wilhelmstraße etwa, nach endlosem Warten an Vaters Hand vor dem Reichskanzlerpalais. Er entsann sich, wie er da plötzlich emporgehoben worden war und der Vater sagte: „Junge, sieh —



Fürst Bismarck. Letzte Aufnahme nach dem Leben.
(Aus A. D. Meyer: Bismarck, Welhagen & Klasings Volksbücher Nr. 15.)



Bismarck und Schwenninger auf einem Spaziergang in Friedrichsruh.
Aufnahme aus dem Jahre 1897.

Bismarck! Und im offenen Wagen war ein Mann in Kürassieruniform mit gelbem Kragen vorübergefahren, ein Mann mit einem Riesenschädel und einem buschigen Schnurrbart, mit leuchtenden Augen; die Hand hatte er an den Mützenschirm gehoben, und ringsum hatten die Menschen „Hoch“ und „Hurra“ gerufen. Vater aber hatte dem Wagen nachgesehen: „Merk dir die Stunde, Jung, vergiß sie nie; das war Deutschlands größter Mann!“ —

Und nun war er tot. Ja, wir ahnten etwas von dem, was das hieß. Wir Jungen. Hatten unsere Väter nicht schon ein paar Jahre vorher Tränen in den Augen gehabt, hatten sie nicht die Köpfe geschüttelt und die Fäuste geballt: „Der Alte ist seines Amtes enthoben. Bismarck ist gegangen. Man hat ihn fortgeschickt. Was soll aus Deutschland werden?“

War es jetzt nicht noch ernster als in jenen Stunden? Tot. Was würden

unsere Väter, die daheim bei ihrer Arbeit geblieben waren, nun sagen? Wir sahen auf unsere Mütter, die uns betreuten, sahen, daß sie weinten, daß sie unter ihren sommerfröhlichen Kleidern nach dunklen, ernsten Gewandungen suchten, daß sie in den kleinen Kramläden, in dem sie sonst Rüschen und Bänder, Näh- und Stickgarne gekauft, gingen, um nach Trauerstöcken zu fra-

gen. Sie hatten nur wenig Worte für uns, wenn wir sie mit bittenden Augen anblickten: „Was wird nun, Mutter?“; sie schüttelten die Köpfe: „Wer kann es wissen? — Geh nur an den Strand.“

Am Strand fanden wir uns — wir Jungen. Wir standen da und uns war gar nicht mehr nach Spielen und Toben. Wir fühlten den Ernst. Da sahen wir all die Fahnen, die so lustig im Wind wehnen, als ob nichts geschehen sei. Und da wurde in uns ein Gefühl groß: wir wollten unser Teil beitragen zur Ehre des Toten, des Großen. So zogen wir den Strand entlang, von Burg zu Burg, von Fahnenstange zu Fahnenstange, mit Leinen und Hämtern und kleinen Näheln, und holten alle, alle Fahnen halbmast herab. Und Hunderte und Hunderte leerer Mastspitzen ragten zum sonnigen Himmel des letzten Julitages 1898. — Bismarck war tot!

Dreißig Jahre. Damals war mein Vater Herausgeber dieser Zeitschrift, wie ich es heut' bin. Die nächste Generation ist am Werk. Als ich am Ferienende vom Ostseestrande heimkehrte, trug Vater Trauer um Bismarck. Schwarz der Rock — schwarz die Krawatte. Und ernst das Gesicht. „Ich hab' zu seiner Ehre getan, was ich tun konnte. Wir haben eine Sondernummer zusammengestellt für ihn, den Toten. Nur für ihn. Ich bin nach Leipzig gefahren zur Druckerei, habe Tag und Nacht gearbeitet, damit die Leser noch rechtzeitig dies Bismarckheft bekommen. Es ist nur von ihm in seinen Seiten die Rede, nur von ihm; kein Romankapitel, kein anderes Bild neben seinem. Nur unser Bismarck — nur er!“

Und jetzt liegt jenes Heft wieder vor mir: Nr. 46 unseres



Das Arbeitszimmer des Fürsten in Friedrichsruh.

34. Jahrgangs. Da schrieb Vater: „Der größte deutsche Mann, den das Jahrhundert sah, der Einiger Deutschlands und des Reiches erster Kanzler, er, auf dessen Stimme die Völker der Welt noch lauschten, als er einsam im Sachsenwald saß — wurde am 30. Juli kurz nach elf Uhr abends von schweren körperlichen Leiden erlöst.“

Trauernd steht ganz Deutschland am Sarge dieses treuen Gewaltigen, der unser höchster Stolz war, und all die Bewunderung, Verehrung und Liebe, die wir für ihn hegten, möchten sich noch einmal fünnen in heißen Dankesworten.“

Ich lese weiter; die Tage stehen auf; das Erinnern wird wach: „Die Kunde vom Tode des Gewaltigen dröhnte durch



Die letzte Ausfahrt Bismarcks.

die Welt — aus allen Gauen unseres Vaterlandes klang es wie ein einziger Wehruf zurück . . . in allen Universitätsstädten sammelten sich die Studierenden um ihre hervorragendsten Historiker, aus beredtem Munde von Schmerz durchglühte Worte zu vernehmen zu Ehren des Mannes, der in der studierenden Jugend stets die besonderen Erben seiner Anschauungen gesehen hatte, der selbst Ehrendoktor aller Fakultäten war. Die Börsen schlossen sich — auch ihre Teilnehmer wußten und verstanden, daß der Fürst Mitschöpfer des gewaltigen kaufmännischen und industriel len Aufschwunges im Deutschen Reiche gewesen war. Alle Großen der Erde sandten ihre Beileidstelegramme nach dem

stillen Orte im Sachsenwalde. Die Zeitungen aller Welt brachten spaltenlange Leitartikel über den Altreichskanzler. Und selbst die ältesten politischen Gegner des Staatsmannes beugten sich vor der Majestät dieses Todes. Wer diese Tage der Trauer mit durchlebt hat, der weiß, wie tief der Schmerz in die Herzen des ganzen Volkes griff. Es hätte auch dann nicht anders sein können, wenn Fürst Bismarck hingerafft worden wäre in den Tagen seiner herrlichsten Erfolge, in der Zeit der vollsten Reife seiner Aussaat. Denn das dürfen wir nicht vergessen, menschlich stand uns doch der Greis näher, der von den Huldigungen seines Volkes umbrauste Einstiedler im Sachsenwalde, als der eiserne Kanzler, der gewaltige Lenker der europäischen Politik. Zu diesem haben wir alle emporgeschaut in fast scheuer, mit Ehrfurcht gemischter Bewunderung — unsren greisen Bismarck hatten wir lieben gelernt! — Feierlich ernste Todesstimmung ruhte über Friedrichsruh, troß der Hunderte und der Tausende, die am Sonntag und Montag eintrafen, troß der Deputationen und

Ehrenwachen, der eilenden Depeschenträger und der Postbeamten, die Kranz auf Kranz in das Sterbehaus trugen, bis sich die Blütenpenden zu Bergen häuften.

— Im Sterbezimmer lag der Fürst aufgebahrt, eine Rose in den gefalteten Händen, Rosenblätter über ihn gestreut; und die wenigen, die ihn so gesehen, sagen, es habe ihnen geschienen, als schlummere er — still und voll Friedens . . . — Er schlummerte —

er ruhte aus von seiner Lebensarbeit, die nur einem gegolten hatte: dem Vaterlande. Er konnte schlummern, denn was er geschaffen, schien unerschütterlich fest zu stehen.

Dreißig Jahre . . . eine neue Generation kam. Das Weltgeschehen ging weiter. Eine Erinnerung steht noch fest in mir: in einem befreundeten Hause brachte am 31. Juli früh das

Dienstmädchen, ein einfacher, schlichter Mensch aus dem Bo jeder Politik und jedem politischen Denken fern, die Trauertotschafft als erste früh von der Straße mit; weinend kam sie und rief: „Bismarck ist tot, nun gibt es Krieg!“ Es lag ein tiefer Sinn in diesem spontanen Wort — er, der Eiserne galt seinem Volk als Träger der Macht und des Friedens, eines Friedens, der sich einzige und allein auf sein gewaltiges Können und sein Ansehen in der Welt aufbaute, eines Friedens, der nur deshalb bestand, weil all die, die um Deutschland standen, ihn fürchteten, seine Macht und seinen Geist. Jenes einfache, schlichte Mädchen empfand in dieser Stunde richtiger als mancher gewiegte Politiker: Bismarck ist tot, nun gibt es Krieg.

Es gab Krieg. Die Neider fielen über uns her. Und wir wissen wohl heute alle, daß es nicht so gekommen wäre, wenn

in Bismarcks Sinne weiter die Schicksale Deutschlands gelenkt worden wären. Denn das ist der innerste Grund, daß Deutschland so tief sinken mußte: an jenem 30. Juli 1898 schloß unser Altreichskanzler die Augen, ohne uns einen Meisterschüler hinterlassen zu haben. Es war kein Mann in der politischen Werkstatt, in der er so lange den Hammer geschwungen, der sein wahrer Erbe war — sein Erbe an Geist, Wissen, Stärke. Er war gegangen und hatte die Grundkräfte dessen, was er geschaffen, mit sich genommen: seine politische Führung. Das Staatsschiff war ohne Steuermann und blieb es. Die Kraft des Bismarckschen Atems war so stark, daß es noch vor diesem Winde fast zwei Jahrzehnte glückhaft vorwärts treiben konnte. Bis die Neider begriffen, daß die deutsche Bismarckpolitik keinen Erben gefunden. Da wagten sie sich hervor. Da bliesen sie den Sturm an, der den Atem Bismarcks aus den deutschen Segeln nahm. Das Schiff schwankte — das Schiff scheiterte. Und doch: selbst nach dem Zusammenbruch blieb Bismarcks Werk, Bismarcks Bau stehen: das geeinigte Deutsche Reich. Wir leben heute in ihm. Wir kämpfen heute in ihm. Wir hoffen heute in ihm. Wir wollen wieder stark werden. Wir möchten wieder in Bismarcks Sinne deutsche Führung fühlen.

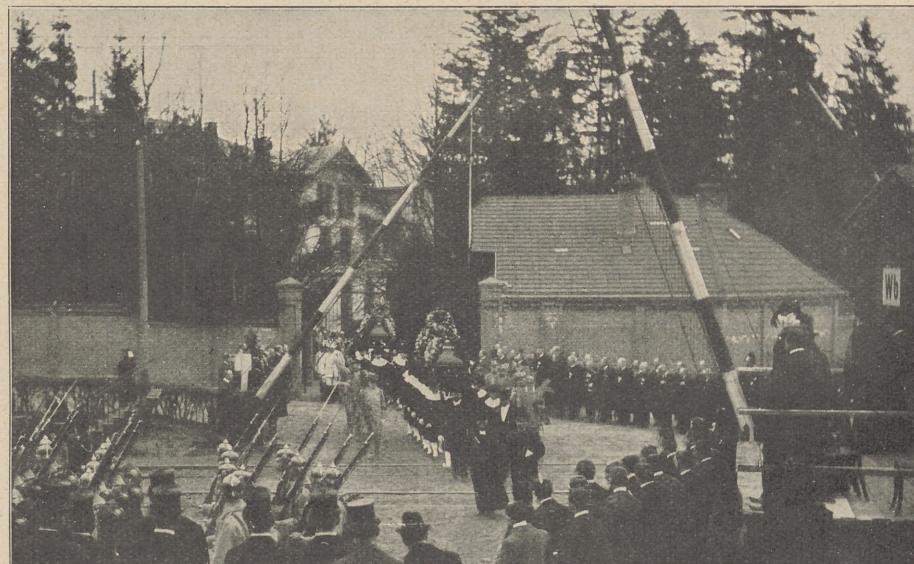
— Er ging vor dreißig Jahren. Die neue Generation ist da. Sie lebt in seinem Staat. Sie fühlt noch seinen Geist. Und sie hat noch etwas: Dankbarkeit gegen ihn und Sehnsucht nach einem Manne, der ihm gleiche, sein Erbe werde.

Gebe Gott unserm Vaterlande, daß dieser Mann uns erstehe.

Hans-Caspar von Zobeltiz.



Das Schlaf- und Sterbezimmer in Friedrichsruh.



Bon der Beisezung des Fürsten Bismarck: Der Sarg verläßt den Schloßhof.



Kampf um die deutschen Frauen-Leichtathletik-Meisterschaften.
Die Siegerin, Fr. Steinberg-Brandenburg.
(H. Basch.)

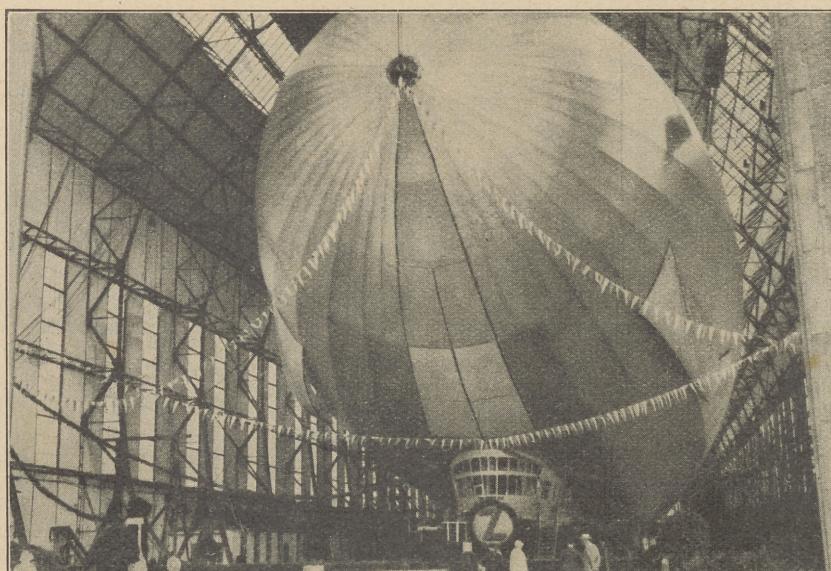


Ferienfreude der Daheimgebliebenen.

Ein großer Kinderspiel- und Sportplatz der Stadt Berlin in einem ihrer neuen Parks.
(Vergl. den Aufsatz „Die Stadt der Parks“ auf S. 6.)



Das größte Flugboot der Welt.
Ein neues Wasserflugzeug der Rohrbachwerke, 3 motoriger Apparat von 20 000 Kilo Gewicht und mit einem Aktionsradius von 4000 km. (H. Basch.)



Das neue deutsche Zeppelin-Luftschiff L. 3. 127 vor den Taufseierlichkeiten in Friedrichshafen.
(R. Sennec.)



Ein neues Sommerkleid aus Wien.

Hellsfarbiges, sehr bunt gesticktes Kleid mit dazu passender loser Jacke. Hut aus gleichem Stoff und mit entsprechender Stickerei.

(Glogau, Wien.)



Der Bauzaun am Berliner Zoo als lustiges Plakat.
König Nobels Einzug. Tierkarikaturen von A. W. Cay. (Photothek.)

Wie hoch muß und kann man fliegen? Von Dr. W. Baron von Dazur.

Genaue allgemeine Vorschriften über die Flughöhe gibt es nicht, abgesehen davon, daß ein Überfliegen von Häusernkomplexen und Menschenansammlungen in niedrigerer Höhe als 200 Meter verboten ist. Im Luftverkehr, bei der Beförderung von Personen, Fracht und Post, der Hauptverwendung, die das Flugzeug im Dienste der Wirtschaft findet, wird im allgemeinen eine Flughöhe von 500—800 Meter gewählt. Der Flugzeugführer wird in jedem einzelnen Falle je nach den Witterungsverhältnissen die günstigste Luftschicht aufsuchen. Niedriger wird er auf der Strecke nur dann fliegen, wenn eine geschlossene Wolkendecke ihn dazu zwingt oder wenn in den angegebenen Höhen und darüber besonders starker Gegenwind ein Vorwärtskommen unverhältnismäßig aufhält. Dagegen ist es oft zweckmäßig, einen Streckenflug in größerer Höhe zu rückspringen, wenn man dort günstigere Windverhältnisse, vor allem etwa starken Rückenwind, ausnützen kann, oder wenn in den unteren Luftschichten starke Böen auftreten, die den Flug für den Führer unnötig anstrengend und für die in der Kabine Mitfliegenden ungemütlich gestalten würden. Ferner wird, wenn ein Gebiet, das zur Notlandung ungeeignet ist, überflogen werden muß, dies häufig auch ein Unfall sein, höher zu fliegen, damit im Falle einer Motorstörung mit größerer Sicherheit noch ein Hilfslandeplatz im Gleitflug ausgeführt werden kann. Überhaupt liegt beim Fliegen fast immer in der Zunahme der Höhe eine Vergrößerung der Sicherheit und nicht, wie der Laie vielleicht denkt, eine Erhöhung der Gefahr.

Bei der Ausübung von Kunstflügen kommt dies besonders zur Geltung. Mislingt eine Übung und verliert das Flugzeug bei einer Kunstflugfigur zuviel an Höhe, oder ist es einmal sogar ins Ubrutschen und Abtrudeln gekommen, so wird ein einigermaßen erfahrener Führer das Flugzeug bald wieder „fangen“ und in einen normalen Flugzustand zurückführen, freilich unter Einbuße von — manchmal nicht unbeträchtlicher — Höhe. Ist aber die nötige Höhenreserve nicht mehr vorhanden, so kann es schnell zum Absturz kommen. Darum wird ein vorsichtiger Flugzeugführer Kunstflüge nur in größeren Höhen ausführen und einige 100 Meter über dem Erdboden abbrechen; er wird darum auch bei Schauflügen darauf verzichten, unkundige Zuschauer durch unsachgemäßes Fliegen in zu geringer Höhe besonders zu beeindrucken.

In erheblich größerer Höhe fliegen meistens die Flugzeuge der Heeresmächte. Grundsätzlich deckt sich das, was man jetzt von den ausländischen Luftstreitkräften hört, ungefähr mit den Erfahrungen des Weltkrieges. Die Insantrieflieger,

die zur Unterstützung der kämpfenden Truppen durch Maschinengewehre und andere Nahkampfmittel in den Erdkampf eingreifen und gelegentlich auch vorgeschobenen Kampftruppen Lebensmittel und Nachrichten abwerfen, fliegen, geschützt durch besondere Panzer, meist unter 100 Meter. Arbeitsflugzeuge an der Front, die mit Hilfe funktelegraphischer Verständigung Artilleriefeuer leiten oder andere Beobachtungen ausführen, halten vorwiegend Höhen von wenigen 1000 Metern ein. Fernaufklärungsflugzeuge, die mit Photogerät arbeiten und Bombenflugzeuge, die ins feindliche Hinterland fliegen, überschreiten die Front, um der feindlichen Abwehr den Angriff nicht unnötig zu erleichtern, möglichst hoch, im allgemeinen nur in Höhen, die über 5000 Meter liegen. Jagdflugzeuge fliegen in den verschiedensten Höhen, je nachdem wo sie den Luftkampf suchen. Da der Luftkampf stets am vorteilhaftesten von oben her geführt wird, müssen sie in der Lage sein, die anderen Flugzeuge in allen Höhen aufzusuchen und zu übersteigen. Sie müssen sich daher oft auch in 6000—7000 Meter Höhe aufhalten. Damit kommen sie an die Grenze, die beim heutigen Stande des Flugwesens normalerweise der physischen Leistungsfähigkeit des menschlichen Organismus und der technischen und aerodynamischen Leistungsfähigkeit des Materials gezogen sind.

Den derzeitigen Höhenweltrekord im Motorflugzeug stellte am 25. Juli 1927 der Amerikaner, Lieutenant Champion in Washington, auf. Er erreichte eine Höhe von 11727 Meter. Diese Gipfelleistung, die ohne Nutzlast erreicht wurde, bedeutet nun aber nicht, daß wir so weit sind, in 10 oder 11 Kilometer Höhe Flüge auszuführen zu können. Mit zunehmender Höhe wird die Luft ständig dünner. Sie hat beispielsweise in 15000 Meter Höhe nur noch ein Fünftel ihrer am Erdboden herrschenden Dichte. Der Explosionsmotor braucht in größerer Höhe eine ganz andere Luftregulierung, damit das richtige Benzinluftgemisch erzielt wird. Der Widerstand der Luft und damit auch ihr Tragvermögen nimmt nach oben ständig ab. Auch wird die Nutzleistung des Propellers, von der die Vorwärtsgeschwindigkeit abhängt, bei abnehmbarer Luftdichte geringer.

Die Gipfellehöhe der einzelnen Flugzeugtypen und Flugzeuge ist sehr verschieden. Sie ist im Einzelfalle abhängig von der Leistung des Motors, dem Bau der „Zelle“, d. h. von der Tragflächenanordnung und dem Tragflächenquerschnitt, und dem Fluggewicht des Flugzeuges. Für die meisten modernen Typen der Gebrauchsflugzeuge liegt die Gipfellehöhe zwischen 4000 und 8000 Meter Höhe. Mithin beeinträchtigt auch mitgeführte Nutzlast das Steigvermögen eines

Flugzeuges sehr. So liegt z. B. der Höhenweltrekord mit 1000 Kilogramm Nutzlast bei 6805 Meter, aufgestellt von dem Deutschen Steindorf am 12. August 1927 in Berlin-Staaken.

Abgesehen davon, daß es für die derzeitigen Flugzeugbaumuster noch schwierig ist, höhere Höhen zu überwinden, stellt das Fliegen in größeren Höhen vor allem auch an den menschlichen Organismus große Anforderungen. Herz, Blutgefäße, Atemorgane und Ohren können den großen Luftdruckunterschied, den das Fliegen in höheren Luftdichten mit sich bringt, nur bedingt ertragen. In Höhen unter 6000 Meter treten Beschwerden im allgemeinen nicht ein. In dieser Höhe, bei einzelnen Menschen sogar schon in 4000—5000 Meter, macht es sich jedoch fühlbar, daß die Luft zu sauerstoffarm und der Luftdruck zu gering wird. Es tritt Müdigkeit, Nachlassen des Denkvermögens und eine Erschöpfung, die schließlich zur Ohnmacht führt, ein. Daher ist es erforderlich beim Fliegen

in größeren Höhen Atmungsgerät, welches unter Verwendung von flüssiger Luft arbeitet, mitzuführen. Die Tatsache des Temperaturunterschiedes, — beispielsweise beträgt die Temperatur in 15 000 Meter Höhe minus 60 Grad Celsius, — spricht erst in zweiter Linie mit, ist aber auch zu beachten.

In letzter Zeit ist in Fachkreisen viel das Problem des Stratosphärenfluges erörtert worden. Der Gedanke, Langstreckenflüge in der Stratosphäre zurückzulegen, die über der Zone des täglichen Wetters mit Wolkenbildung, Nebel, Sturm und Regen liegen, birgt für den Fachmann viel Verlockendes. Der Lösung dieses Problems werden wir aber erst näherkommen, wenn die Lebensbedingungen für den Menschen und die Arbeitsbedingungen für den Motor in diesen Luftschichten ausreichend geklärt sind, und wenn man imstande ist, nach Belieben hermetisch verschließbare Flugzeugkabinen herzustellen.

Die Stadt der Parks. Von Frida Schanz.

Ich meine Berlin. — Ein Morgensspaziergang im Tiergarten, sicher einem der schönsten Parks der Welt! Schönere Eichen auf zarter be-



Im Schöneberger Stadtpark.

grünem Rasen kann es nicht geben. In den glasklaren dunklen Seen spiegeln sich die vielen schönen lichtgrünen Farne mit jedem Federchen ihres Gefieders, necken sich vom Rand der feingeschwungenen Inseln und Halbinseln schlanke Erlengruppen mit ihren lachenden Spiegelbildern. Wildenten spritzen Diamantenstaub aus der geschliffenen Fläche, kreisen um die Baumwipfel, sonnen sich im Gras. — Stundenweit

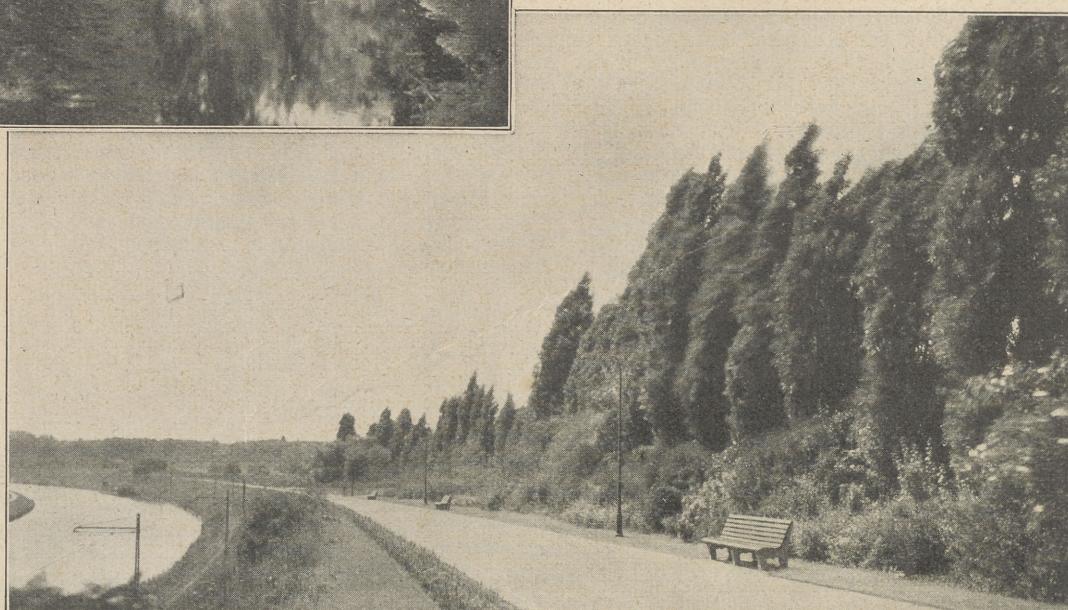
kann man an einem stillen Vormittag auf den träumerischen Wegen gehn, beinahe in Einsamkeit, von einem vollendeten Schöpfungsbilde zum andern. — Der alte liebe, vom Tiergarten umschlungene Bellevuepark hat seine besondere Glückseligkeitswoche im Jahr. Das ist, wenn sein Flieder blüht. Flieder muß durch seine Massen überwältigen wie hier, wo er in mauergleichen Mengen steht, dabei in jedem seiner elastischen Zweige schön sein, locker, lockig, lose, nicht gefüllt.

Wenn ich an den verzauberten Park des Charlottenburger Schlosses denke, so sehe ich weite goldgrüne Wiesen vor mir, strohend von Gras und Kraut, von den spikenartigen weißen Dolden der wilden Möhre bräutlich überschleiert, sehe überwältigende Eichen, sehe kostbare Beete voll Stiefmütterchen, den Sammetblumen mit dem Duft von Kinderwangen, sehe auf Bänken in grüngolden überdachten Alleen vornehme alte Leutchen, die sich aus ferner Jugend Liebes erzählen.

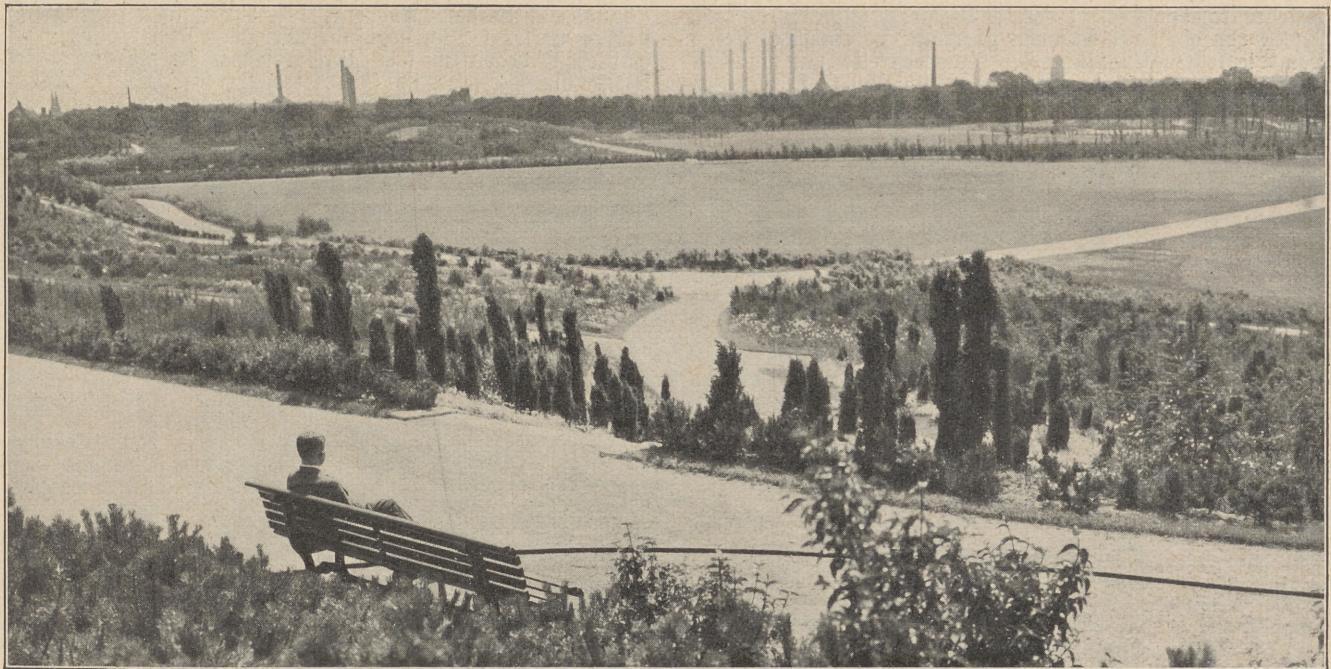
Den klassischen Park von Sanssouci, der seine Verehrer behaupten läßt, Berlin liege bei Potsdam, nicht umgekehrt, will ich in meine Hauptstadtjuwele nicht einrechnen. Unbedingt aber den weit aufgerollten, fein und eben gestreckten Treptower Park, der dem Schreitenden so bald kein Ende zeigt, um so stolzer seine prächtigen Sport- und Spielplätze weit. — Und den mich immer wahrhaft rührenden Friedrichshain, den Volksbegüter inmitten der nüchternsten Häusermassen, des dichtesten Geschäftstreibens.

Groß und weit ist er, verworren und wald-dunkel macht ihn eine Sommerabenddämmerung, kindischelig lichttrunken und jung jeder Frühlingsmorgen. Ihm verwandt ist der Humboldthain.

Das sind sie, die lieben trauten, manchmal ein wenig melancholischen alten Berliner Parks. So viel neue junge Parks aber haben die letzten Jahrzehnte und Jahre zu diesen hinzuge-



Anlagen am Teltow-Kanal.



Die neueste Anlage: Der werdende Goethepark auf den ehemaligen Rehbergen im Berliner Norden.

gezaubert, daß man des fröhlichen Entdeckens, wenn es einmal begonnen, so bald kein Ende findet.

Ich habe das Werden und Wachsen eines solchen gartenkünstlerisch vorbildlichen jungen Parks seit fünfzehn Jahren vor Augen. An der Baugrenze des neuen stand der Rohbau, in dem ich damals auf Gerüsten kletternd, schnell entschlossen meine Wohnstatt fand. — Auf Sanddünen, wo ich noch wenige Jahre vorher mageren roten Mohn, gelbe Katzenpfötchen und die ganze niedre fälschengrau behaarte märkische Sandflora botanisierte, begann ein höchst interessantes Gestaltungswerk. Den Restbestand vereinzelter halbverwilderter Gärten zog man in neu entstehende Anlagen hinein; viele steilauftragende, ihre schlanken Linie stark markierende Pappeln wurden in kleinen Trupps zusammenstehend, gepflanzt. Ich wachte eines lauen Wintermorgens nach kurzer belangloser Krankheitsklausur auf und sah erstaunt: mein schon sehr ge-

liebter Park hatte sich verdoppelt. Neugepflanzte Platanen-, Kastanien-, Pappelgerippe standen in Stücken auf einem neuen Stück Parklandkarte, das sich von dem schon angewachsenen Teil weit nach der alten, damals sehr entfernen Kaiserallee zog. Das Ganze ist jetzt mein Park. Als dichter, blätterreicher Wald rauscht er unter meinen Fenstern hoch empor, seine welligen Wiesen tragen aus einem früheren Leben her Sauerampfer und duftenden Klee neben gärtnerisch schön und bewußt eingestellten Blumengruppen, großen buttergelben Ranunkeln, Ritterspornen, Alkalien, blauen Lupinen. Seine Sensation ist die wilde Rose. In allen Arten, vom bescheidenen Röslein der Heide bis zu den dunkelfarbenroten, großblättrigen Arten duftet sie im Frühsommer aus Blüten und Laub. Ich sehe, wie sie, samt Pappeln, Bachweiden und Sycomoren, in Kürze die Kaiserallee überspringen wird. Da drüben, jenseits der gefährlichen



Im Hindenburg-Park. (Aufnahmen von Eugen Schröder, Berlin-Westend.)

Verkehrsstraße geht etwas vor. — Die große wilde Sandstrecke dort ist von ein paar Bäumen überragt; — ein paar kleine Seen, die letzten Ausläufer der Havelseenkette, hat man zugeschüttet. So ungefähr sah es vor fünfzehn Jahren unter meinen Fenstern aus. Was daraus werden wird, lacht mir nach strammer

Sandwanderung klar in die Augen. Ein kleines blaues blichenes Stück der großen Seenkette liegt tief eingebettet in fast steilen Ra senhängen als kostbares Schmuckstück im neugeschaffenen Hindenburgpark. Mit ihm und der wahrscheinlich schon bald wie durch Zauber verwandelten Sandstrecke wird die Kette wohl noch nicht fertig sein. Ich errate: gute

Geister haben noch etwas Schönes für mich vor. Ich soll es noch erleben, von Haus durch lauter Parks in weniger als einer Stunde bis in den Grunewald wandeln zu dürfen.

Leuchtend stand in einem gleichfalls neu erstandenen Park an anderer Stelle eine Spiralenhecke, lang und breit wie ein starker Wall, weißer und dichter als weißester Schnee, gegen den tiefblauen Himmel. Geradeaus durch den Stegliger Park führt eine schöne Rüsternallee, die frühere Einfahrt zum alten Beymischen Gutshause, in neue Parkanlagen hinaus. Zur Linken der Treptower Kanal. Und jenseits des Kanals, über den eine feine Brücke sich schwingt, abermals Park, in jungen Trieben stehende Tannen, schwelende Lärchen, Blutbuchen, krautvolle Eichen, — die Platane, für die Händel sein Vargo sang, die Silberpappel, der Baum der Persephone. —

Ich habe noch etwas zu sagen, das Schönste, das Überraschendste vielleicht. Meine Parkschwärmerei hat mich vor wenig Tagen in den äußersten höchsten Norden von Berlin getrieben, wo auf dem ehemaligen sandigen Exerzier- und



Teich mit märkischer Heidelandschaft am Sachsenplatz.

Übungsgelände der „Rehberge“ — Leutnantsberge nannte sie der Berliner Witz — ein neuer ausgebreiterter Park im Entstehen begriffen sei. Unter schwerem schwarzgrauem Wolkenhimmel stand ich ihn. Er heißt Goethepark und ist noch ein Kind. Aber Goethe ist ja auch einmal nur ein Kind gewesen.

Aus strahlenden Blumenaugen, Blumenfeldern, so selig bunt wie ich keine sah, sieht dieser neue Park einen an. Die Blumenhänge, Blumenfelder, das Spielzeug des Kindes, sind das Farbige. Alles andre soll erst anwachsen, wachsen und werden. Auf den noch unbesetzten abgelebten fernnen Strecken sieht man Wässerräder ihren blickenden

Staub ver-

streuen, um den Triebstand zu bannen. In fertigen Anpflanzungen sind Tannen, Eichen, Fichten, Lärchen, Kiefern, Birken, kurzbeinige stramme, dicke Kerlchen, massenhaft mit dicken Stahlstauen und Holzpfählen im schon weiter vorbereiteten Boden gewaltsam verankert. Auf den Blumenfeldern, wo jetzt in der Sandheimat gelassener Ginster in unglaublichen Mengen neben gelbem und orangefarbenem Mohn, lila Herniechen, dem selten gewordenen lila Wiesenstorchschnabel, Aktelei, Arabis, ja Edelweiß und vielen anderen Kostbarkeiten, alles in üppigen Polstern, Gruppen und Stauden, — leuchtet und flammt, werden die stolzen Sommerblumen sich sonnen; ich sehe auch schon Herbstaubern und Helianthus in breiter hoher weite Flächen bedeckender Pracht.

Was Berlin mit seinen Gartenarchitekten da Lustiges errichtet und angestellt hat, sieht aus, wie eine einzige Liebe, ein einziges Vertrauen. Eine Frische und Fröhlichkeit, etwas ganz Neues liegt über dem Werk. Die Augen können sich nicht genug tun an Schauen. Und dabei „steht das alles doch nur im Anfang“, jubelt das Herz.

Ein gefälliger Mensch.

Der Wastl wimmelt von Gefälligkeiten. Er kann niemals nein sagen. Er tut alles, was man von ihm haben will. Neulich ist er nach München gegangen. Mit der Eisenbahn fährt er nicht gern, denn es steht da immer angeschrieben: Hunde sind an der Leine zu führen. Er wollte aber seinen Hund zu Hause lassen. Er ging also zu Fuß auf der Landstraße. Am ersten Tag ist er aber nicht weit gekommen, denn in einer Ortschaft am Weg sah er eine Tafel. Auf der Tafel stand: Achtung! Gefährliche Kurve! Hupensignal geben! Der Wastl kratzte sich hinter den Ohren. Er hatte keine Hupe dabei. Er ging in die Gemischtwarenhandlung und wollte eine kaufen. Sie hatten keine auf Lager. Also kehrte er wieder um. Daheim kaufte er sich eine Hupe und trat am nächsten Tag die Reise von neuem an. In dem bewussten Dorf gab er an der gefährlichen Stelle Töne von sich und kam glücklich durch. Weiter draußen mußte er ein Bahngleis überqueren. Da stand wieder eine Tafel. „Halt! wenn die Schrankenglocke ertönt!“ stand darauf. Die Schrankenglocke ertönte. Es kam aber kein Zug, sondern die Schranke war kaput und wurde repariert. Wastl blieb stehen. Die Glocke ertönte andauernd, denn der Schlosser probierte sie aus. Sie funktionierte aber anscheinend noch nicht recht, weil er sie immer wieder probierte. Nach zwei Stunden machte der Schlosser Brotzeit. Da tönte sie nicht mehr. Wastl ging weiter. An einer Wirtshaustür hing ein Plakat: „Trink deutschen Wein!“ Wastl ging hinein und verlangte deutschen Wein. Beim achten Schoppen fragte er den Wirt, wie viel deutschen Wein er im Keller habe. „96 Flaschen“ sagte der Wirt. Wastl fragte, ob er sie alle allein trinken müsse. Der Wirt sagte ja. Wastl hielt sich drei Wochen in diesem Gathaus auf, klagte aber nicht ein einziges Mal über die Gesetzgebung. Als er nach München kam, las er in einer Drogerie: „Putz deine Zähne mit Schlammol!“ Wastl trat sofort ein und kaufte eine Tube Schlammol. Drei Stunden stand er vor der Ladentür am Rinnstein und putzte seine Zähne mit

Von Ludwig Schuster.

Schlammol. Als er weiterging, rief ihm von einem Haussgangverkaufsstand her eine Dame zu: „Nehmen Sie sich solch einen Patent-Lodenkräusler mit!“ Wastl nahm den Patent-Lodenkräusler mit. Langsam ging er weiter. Er konnte nicht schneller gehen, es waren so viele Tafeln da, die er lesen mußte, weil ja manche davon etwas von ihm verlangten. Es war eine darunter, auf der stand: „Besuchen Sie das vegetarische Restaurant Kohlrabia!“ Wastl besuchte das vegetarische Restaurant Kohlrabia. Er zuckte mit keiner Wimper. Im Lokal hing schon wieder eine neue Aufforderung: Trag dein Geld auf die Sparkasse! Wastl gehorchte umgehend und trug sein Geld auf die Sparkasse. Keinen Pfennig behielt er zurück. Gleich darauf bettelte ihn eine Spitalerin um ein Zehnerl an zum Trambahnhfahren, weil sie so müde ist. Wastl rang die Hände. Nun war der Konflikt da. Er witterte Widersprüche in der öffentlichen Gesetzgebung. Von seinen Grübeleien wurde er abgelenkt durch einen Automatenkasten an einer Hauswand. Der Griff, wo sonst die Schokolade herauskommt, war eingeglast. Er las, was darunter geschrieben stand: „Scheibe einjaggen, kräftig am Griff ziehen, warten bis Feuerwehr kommt!“ Wastl schlug also die Scheibe ein und wartete, bis die Feuerwehr kommt. Die Leute fragten ihn, wo es brennt. Es tat dem Wastl sehr leid, daß er ihnen keine Auskunft geben konnte. Die Feuerwehr kam. Die Feuerwehr schimpfte. Wastl war erschüttert. Er konnte nicht begreifen, daß man für eine Gefälligkeit so schlechten Dank ernten kann. Die Feuerwehr fuhr wieder ab. Dafür kam ein Schutzmann. Wastl wurde verhaftet. Auf der Wache behielt sie sein Sparkassenbuch, er selber durfte wieder gehen. „Sie dürfen von Glück sagen, daß sie das Sparkassenbuch dabei hatten,“ sagte der Kommissar. Wastl strahlte, denn er wußte nun, daß die verschiedenen Verordnungen, denen er blind gefolgt hatte, bei ihrem scheinbaren Widerspruch doch einen tiefen Sinn in sich bergen, und, wie man deutlich sieht, zu einem guten Ende führen.



Charlottenhof

Roman von Ilse Leutz

3.

Die Fortschritte, die Pitt in den drei folgenden Jahren mache, übertrafen die Erwartungen, die sein „Entdecker“ und Lehrer, Genelli, auf ihn gesetzt hatte, und das Kronprinzenpaar nahm nach wie vor regen Anteil an der künstlerischen Entwicklung seines Schülers. Zu Hause aber, in der Melonerie, fand Pitt zwar Essen und Trinken und Kleidung und sein warmes Bett, — nur Liebe gab man ihm nicht.

Die kleine Käthe machte eine Ausnahme. Doch war das Mädelchen noch zu klein, um ihren Pflegebruder ernstlich über die Kühle hinwegtrösten zu können, mit der Frau Marianne ihm begegnete, und vor allem über die bitter schmerzliche Tatsache einer Entfremdung, die auch zwischen seinem Pflegevater und ihm eingetreten war. —

Einer aber war sich immer gleich geblieben: Großvater Hase! Pitts schönste Stunden waren die, die er in dem alten Hause neben der Garnisonkirche verbringen durfte und mit Lumpel herumtollen, der sich jedesmal, wenn er zu Besuch kam, rein töricht vor Freude gebärdete. Wie viele frohe Zeiten hatte der Kastanienbaum vor der Haustüre gesehen, oder bei schlechtem Wetter der schmale Ladenraum, durch den alle die kranken, hilfsbedürftigen Uhrenherzen ihr

auch mit den Füßen nicht mehr so richtig zuwege gewesen war, hatte ihn Pitt abgeholt und auch wieder nach Hause begleitet. Und nun war er tot.

Wie Pitt ihn am ersten Feiertag besuchen kam, hörte er schon von draußen Lumpels jämmerliches Heulen.

Wie gejagt war er gleich darauf zum Arzt gelaufen; aber der konnte nicht mehr helfen, sondern nur den schon vor Stunden durch Herzschlag eingetretenen Tod feststellen. —

Winterwehe Nacht hielt das märkische Land in starren Armen. Gleich dem erloschenen Rätselantlitz einer Sphinx schwieb der Mond im unendlichen Raum und zog sein schleppend Gewand aus blauweisem, kaltem Licht über die schweigende Erde hin. So still war es, daß die im Kiefernbruch hockenden Krähen hören konnten, wie der Frost an den dünnen, raschelnden Binsenskeletten nagte und wie das Eis der Sümpfe und Seen gespenstisch knisterte.

Die Nacht ging hin. Tau wurde Reif. Ein streifender Fuchs bellte heiser; — wild und klagend brach sich das Echo in der Kälte.

Wehe dem Armen, der heute heimatlos irrte! In solcher Nacht hatte ein schirmendes Heim, ein warmes Lager erst den rechten, wahrhaftigen Preis! In unangefochtener Sicher-



Bildnis. Gemälde von S. Sorin.

„Tictac“ seufzten und auf des alten Meisters geschickte Hände harrten . . .

Nun waren diese lieben, alten Hände kalt und starr. — Meister Hase war tot.

In der Weihnachtsnacht war er still und sanft in den großen Schlaf hinübergeschlummert, aus dem es kein irdisches Erwachen gibt.

Er war noch am Abend in der Melonerie gewesen und hatte die kleine Enkelin auf seinen zitterigen Armen emporgehoben, so daß sie vor Freude jauchzte und übermütig von ihrer hohen Warte aus an die vergoldeten Nüsse tippte, die an den obersten Ästen des Christbaumes hingen und wie kleine Schaukeln auf und nieder schwankten.

Wie stets in der letzten Zeit, in der der alte Mann nun

Nr. 44

heit und Ruhe schließen die satten, behäbigen Bürger unter schweren, dicken Federbetten.

Aber in der Melonerie ließ der Kummer ein junges Herz trotz warmer Ofenkacheln und wollener Decken nicht Ruhe und träneneheße Knabenaugen keinen Schlummer finden. Der Großvater tot, — der liebe, alte Hausrat versteigert, — und Lumpel . . .

Ratlos und verzweifelt schluchzte der auf dem Bettrand sitzende Junge in Lumpels grauzottigen Pelz hinein.

„Lumpel, — — ach, Lumpel . . . !“

Ach, wenn sie doch wenigstens die alte Nussbaumkommode behalten hätten! Weißt du noch, in der obersten Lade lag die Tüte mit braunem Randis, der immer so komisch nach getrockneten Rosenblättern und Lavendel schmeckte, weil Groß-

vater das zwischen die Hemden und Socken legte. Du hast auch immer die Ohren gespitzt, wenn die Lade beim Herausgezogenwerden knarrte, — wußtest ganz genau: „Jetzt kommt die Tüte!“ Und einmal sind wir alle beide tüchtig ausgescholten worden, weil wir beim Spielen an die Kommode gestoßen hatten und die Rokokoschäferin umgefallen war, die Großvater so liebte. Ich weiß noch gut, wie es zugegangen ist. Draußen regnete es, und wir spielten mit trockenen Kastanien „Kollerchen“. Ich warf sie und du schossest hinterher, um sie zu packen und mir in Erwartung eines neuen Wurfs stolz zu apportieren. Und unglücklicherweise geriet eines der „Kollerchen“ unter die Kommode. Da passte es dann. Das alte Möbel hatte eben nur drei Beine; das vierte war ein lose untergeschobenes Holzstückchen. Aber das hatten wir beide ja längst gewußt, und Großvater Hase hatte sehr recht, uns tüchtig zu schelten! Die arme Rokokoschäferin hatte den Arm verloren... Er ging freilich wieder anzuleimen. Und Großvater erzählte, wie er die Nippessache als junger Gefelle gekauft hat — auf der Wanderschaft in Meißen... Sein ganzes erspartes Geld hat er hingegeben, um das Figürchen erwerben zu können, das ihn so heftig an die Jungfer Puhlewitt in Potsdam erinnerte. Der hat er's auch richtig mitgebracht, als er heimkehrte. Und obwohl er die Gesellenprüfung mit Glanz bestand, hat der alte Puhlewitt später lange nicht in eine Verlobung seines Minchens mit „dem leichtsinnigen Verschwender“ willigen wollen. Aber Minchen hat es doch durchgesetzt, daß sie ihren Liebsten bekam, und die porzellanene kleine Sächsin hat zugleich mit der jungen Frau ihren Einzug in der Breiten Straße gehalten.

Ach ja, Lumpel... Die liebe, gute Kommode!

Und der Fenstertritt...!

Wenn sie doch wenigstens den Fenstertritt behalten hätten! Er war allerdings nicht mal aus Nussbaum, wie die Kommode, sondern bloß „Kien“, und auch das ist richtig, daß er schon sehr abgenutzt war...

Aber vielleicht hätte er doch auf dem Boden noch ein Echsen gefunden? Und wir hätten manchmal hingehen und daran denken können, wie es war, als er noch an dem Fenster hinter dem Kastanienbaum stand und Großvaters Arbeitstischchen darauf mit all den Zangen und Feilen und Schräubchen auf der Platte und Großvaters Stuhl, von dem aus er hinaussah... Ach, Lumpel, — nun hat Väder Thiel aus der Spornstraße den alten Fenstertritt als „Brennholz“ gekauft und du sollst das Schicksal des „alten Gerümpels“ teilen...! Und weil dein viertes Bein nicht anzuleimen oder irgendwie zu ersetzen geht, wie das der Nussbaumkommode, die immerhin einen neuen Herrn gefunden hat, soll es dir gehen wie dem alten Fenstertritt, der in den Ofen gesteckt wird, weil er „völlig wertlos und zu nichts mehr nütze“ ist! —

Heiße Tränen flossen in Lumpels Fell, das schon ganz naß war. Wie hatte Pitt die „Mama“ gebeten, sie möchte doch dem Hunde das Leben schenken! Niemals hatte er bisher einen Wunsch geäußert; — es war seine erste, allererste Bitte an Frau Marianne gewesen. Lumpel sollte ja gewiß niemanden stören und auch nichts kosten. Er würde sein Brot und sein Fleisch mit ihm teilen — nein, nein, auch sicherlich nicht dafür selber das doppelte Quantum essen, sag' das nicht, Mama...!

Die kleine Käthe kroch gerade auf ihren runden zweijährigen Beinchen über die Schwelle. Da hatte er das Schwestern, das, wie er wußte, den großen, geduldigen Bruder gut leiden mochte und überhaupt ein gutmütiges Kind war, am Patschhändchen gefaßt: „Hilf mir bitten, Käthchen, daß die Mama den Lumpel nicht ersäufen läßt!“

Käthchens runde, schwarze Augen, die sie von der Mutter geerbt, hatten verständnislos dreingeguckt. Dann mußte ihr wohl ein schwaches Begreifen der Sachlage gekommen sein; — sie lächelte Frau Marianne an: „Baubau nich tot!“ Und weil es um den „Baubau“ ging, wackelte sie dabei auf Lumpel zu und schickte sich an, die Armchen um seinen Hals zu legen. „Du wirst doch den dreckigen Kötter nicht anfassen!“ Heftig riß Frau Thümen die Kleine zurück. Worauf Fräulein Käthe, von dem harten Griff und der lauten, zornigen Stimme erschreckt, in ein mörderliches Geschrei ausbrach.

Die Mutter nahm sie auf den Arm und küßte sie. „Na, na, Käthchen, nun höre schon auf! Er darf dir ja nichts tun“

Das immer noch weinende Kind auf dem Arm ging sie hinaus. Unter der Tür wandte sie sich nach den beiden Zurückbleibenden, Pitt und Lumpel, um. „Siehst du nun ein, daß das Tier aus dem Hause muß! Ich hätte keine ruhige Minute mehr!“ — —

Aber Pitt hatte nicht locker gelassen. Streckte er die Waffen, so war Lumpel ja endgültig verloren.

Beim Abendbrottisch fing er noch einmal an: „Morgen, Mama...?“ Sein Herz schlug so heftig, daß er nicht weiter sprechen konnte. Aber Frau Marianne hatte schon verstanden. „Schämst du dich eigentlich nicht, soviel Wirtschaft um einen so häßlichen Kötter zu machen, — du, ein Junge von zwölf Jahren, von dem es obendrein heißt, er sei zum Künstler geboren!“? Wenn es noch ein hübsches Hündchen wäre, — dann würde man auch sicherlich jemanden finden, der es nehmen möchte! Aber so! Es will ihn ja niemand haben!“

Thümen, dem bei alledem unbehaglich zumute war, legte sich ins Mittel. „Ich kann ja auch eine Ladung Rehpasten riskieren, Marianne! Das geht schneller als Ertränen und erspart dem armen Tiere jeden Kampf. Sieh mal, Pitt, der Hund ist sich mit seinem Humpeln doch selbst eine Last! Du bist doch schon verständig genug, um das zu begreifen und einzusehen!“?

Er hatte wahrscheinlich noch weiterreden wollen; aber Pitt hatte gleichsam alle Besinnung verloren und war ihm ins Wort gefallen: „Früher hast du anders gedacht! Weißt du noch, wie du den armen, von rohen Menschen bedrohten Lumpel rettestest, — der doch auch damals nur drei Beine hatte und sich selbst eine Last war...“

Der Junge zitterte vor Erregung. Ganz leise, mit erstickter Stimme setzte er hinzu: „Aber freilich — damals war Mama noch nicht da...“

Das hätte er freilich nicht sagen dürfen...! Es war ihm so herausgefahren, — und gleich darauf tat es ihm auch schon leid... Obgleich es wahr war und von seinem jungen Herzen so lange in stummer Bitterkeit getragen: daß so vieles anders geworden war, seit die Mama „da war...“

In welchen schrecklichen Zorn Vater geraten war! Ohne fertig gegessen zu haben, mußte Pitt sofort vom Tisch aufstehen und auf sein Kämmerchen gehen. Dort kauerte er dann auf seinem Bettstrand mit einem trostigen und traurigen Herzen und immer in Furcht, die Tür möchte aufgehen und Lumpel geholt werden. —

Die lange, lange Nacht war so vergangen. Der Junge hatte sich nicht getraut, seine Kleider auszuziehen und ins Bett zu schlüpfen. —

Nun ging es schon gegen Morgen.

„Ach Lumpel, Lumpel! Ich selber habe alles nur schlimmer gemacht! Nun ist gar keine Hoffnung mehr!...“

Stotzweises Schluchzen erschütterte den mageren Jungenkörper, und Lumpels rauhe, warme Zunge leckte trostbereit und unermüdlich über das tränennasse Gesicht seines kleinen Freundes. —

Endlich hatte Pitt einen Entschluß gefaßt. „Mögen sie mich schlagen, mögen sie mich strafen, so hart sie wollen, — sterben sollst du nicht, mein alter Lump! Um deinet und um der beiden Toten willen nicht, die mich beide lieb gehabt haben, wie mich nun niemand mehr lieb hat...!“

Es war noch nicht sechs Uhr morgens und noch nachtdunkel, als die Hausklingel des Hofrats Genelli gezogen wurde.

Den Maler, der, die Zippelmüze über beide Ohren gezogen, zwischen getürmten Bettgebirgen süßen Morgenschlaf hielt und dabei von schönen Sommertagen träumte, deuchte es, er höre das Abschiedsbimmeln der Fähre zum „Dr. Faust“.

„Dr. Faust... in memoriam und zu Ehren des großfürstlichen Alchimisten Johannes Kunkel, — Magisters der schwarzen Magie gleich dem besonders durch den Herrn von Goethe zu gewaltigem Nachruhm gelangten Doktor Faustus, — also benanntes Wirtshaus am Havelstrand: wie unzählige „Stangen“ kühlschäumenden Landesgebräus, wie viel trefflich moussierender Werderscher Obstwein ist in deinen gastfreien Gefilden durch die von teutonischem Dauerdurst geplagte Kehle eines gewissen Hofrats mit zwar romanisch-slawischem Namen, aber germanischer Natur und Seele geronnen! In weich wohltuendem Gegensatz standen die dick mit Butter bestrichenen Schinkenstücke der Wirtin des „Dr. Faust“ zu den gewohnten häuslichen Broten der Hüterin des Genellischen Herdes...!“

Behaglich schnaufend und grunzend wälzte der Schläfer den mächtigen Körper auf die andere Seite, — fest verschlossen, nicht eher aufzuwachen, als bis der angenehme Traum zu Ende gebracht sei... .

Die Wirtschafterin des Herrn Hofrats gab sich solchen heimlichen Traumswelgereien nicht hin. Sie träumte nicht



Schnitter. Gemälde von Carl Kayser-Eichberg.

einmal von üppig belegten Brotschnitten, ganz zu geschweigen von „Butter unter dem Belag“, und ging allen Wirtshäusern und Ausflugslokalen als Stätten, an denen man Geld ausgeben könnte, im Wachen wie im Schlaf geflissentlich aus dem Wege.

Sie verwechselte das Bimmeln der Hausschelle nicht mit dem Fährenzeichen, und sie war es, die dem zu nachtschlafender Zeit Einlaß Begehrenden öffnete. Als sie sah, wer der frühe Besucher war, hätte sie ihm — obwohl sie Pitt natürlich als Schüler des Hofrats, noch dazu als kronprinzlichen Stipendiaten, kannte — die Tür gern vor der Nase wieder zugemacht, denn der gesunde Hunger des Jungen, dem der Hofrat, der es gern sah, wenn es jemandem schmeckte, mehr als einen zu Stilleben-Modellzwecken benutzten Apfel geschenkt hatte, war ihr ein Greuel. Aber Lumpel, den es draußen, in der barbarischen Kälte, erbärmlich fror, hatte sich bereits bescheidenlich in die Hauswärme hineingedrückt und dabei an eine nackt unterm Barchentunterrock vorguckende Wade gestoßen.

Die Besitzerin dieser „Wade“ machte einen Satz wie ein entsezt aus dem Kraut auffahrender Hase und flüchtete freischend in ihre Kammer. Lumpel, der noch keineswegs zu alt zu Spiel und Scherz war, mißverstand diesen Rückzug völlig und jagte fröhlich blaßend hinterher. —

Welche disharmonischen Töne!! Das war entschieden nicht mehr ein angenehmer Traum zu nennen! Die Fähre schien, vollbesetzt, umgeschlagen zu sein, und es durchgellte nunmehr das Jammer- und Hilfegeschrei der Ertrinkenden die Luft. — Wild mit den Armen rudernd, tauchte Genelli aus den Bettgebirgen auf. Er schüttelte sich. Das war ein Albtraum gewesen! . . .

Dann lauschte er. Was war das!? Er war doch wach!!?

Wie er war, schlüpfte er in die Pantoffeln und begab sich auf den Hausflur.

Da sah er denn das Spektakulum.

Vor der Tür der jungfräulichen Kemenate seines Hausrathens stand ein dreibeiniger Hund und kratzte freudig bellend mit der gesunden Vorderpfote am Holz, — von Zeit zu Zeit die runde, schwarze Nase an den unteren Türspalt drückend, durch den ein schrilles Geschrei drang, nicht anders,

als sei drinnen jemand lebendigen Leibes an den Spieß gestellt worden und harre des Gebratenwerdens. Pitt stand verzweifelt daneben und bemühte sich, der Belagerung ein Ende zu machen.

Jetzt mischte sich ein vierter Ton in das absonderliche Morgentrio: ein rollendes, baßliches Lachen. Der Hofrat hielt die Zipfelmütze vor den Bauch und lachte, daß ihm die Tränen in den weißen Weihnachtsmannbart kollerten.

Endlich beruhigte er sich. „Guten Morgen, Monsieur Pitt! Was verschafft uns so früh die Ehre?“

Wenig später saß eine betrübt kleine Gruppe im Schlafzimmer Genellis beisammen. Nachdenklich strahlte der Maler sich den Bart. „Ich würde dir wahrhaftig gern den Gefall tun, das kannst du mir glauben! Habe meiner Lebtagen an Hunden einen Narren gefressen, und das bißchen Hinken, — i, du meine Güte! Einen vierbeinigen Hund kann jeder haben! Das ist ja sozulagen das Feine, Exklusive, Aristokratische an dem Vieh!“

Aber . . . aber . . .

Sie! —

Sie würde ihn nicht dulden. Erstens von wegen dem Fressen. Dann von wegen den Haaren, die er beim Pelzwechsel verliert. Und dann hat sie einen Tick bezüglich der Hundswut. Sie hat viele Marotten, — du liebes Bißchen, etwas muß der Mensch sich doch an Luxus und Überfluss gönnen dürfen! — aber die Tollwutkrankheitsmanie ist die schlimmste. So stark ist sie, daß sie geradezu ansteckend wirken könnte. — hm . . .

Es ist zwar jetzt nicht Sommer. Aber wer weiß: vielleicht glaubt sie, daß alle extremen Temperaturen, also auch die Kälte, den Ausbruch der schrecklichen Seuche herbeiführen?

Kurz und gut, Pitt, es tut mir schrecklich leid: aber ich kann dir nicht helfen!

Gesezt den Fall, ich nähme Lumpel auf, — was nützte ihm das, wenn sie ihn heimlich abmurkste? Und eine Gelegenheit dazu würde sie finden, darauf kannst du ruhig Gift nehmen!“ —

So war also dieser Ausweg gescheitert.

Doch hatte es sich Genelli nicht nehmen lassen, Herrn

und Hund vor dem Fortgehen eine Stärkung vorzusezen, eine menschenfreundliche Aktion, die ihren Lohn in sich tragen sollte. Denn der braven Schaffnerin Furcht vor dem „tollwütigen“ Hund, der, wie nicht zu leugnen war, noch immer im Hause weilte, war so groß, daß sie nicht zu bewegen war, sich aus ihrer sicheren Kammer fortzurühren, um einen Imbiss zu bereiten. Und so groß war anderseits noch immer ihre Verwirrung, — Nachwehe der ausgestandenen Ängste, — daß sie sich widerspruchslos dazu verstand, den Speisekammer-schlüssel durch den Türspalt hinauszureichen.

„Vielleicht bedienen Herr Hofrat sich selbst!“ sagte sie zähneklappernd.

Der Herr Hofrat ließ sich das nicht zweimal sagen! Freilich bediente er sich selber! Und wie bediente er sich, und, nicht zu vergessen, Pitt und Lumpel, dem das Schicksal die opulenteste aller Henkersmahlzeiten zugeschoben zu haben schien. Zwar aus Eiern mache sich sein Hundegaumen nicht viel, obwohl sie ihm in mannigfacher Zubereitung zur Verfügung gestanden hätten: hart und weich gesotten, ganz nach Belieben mit Salz oder Senf zu essen oder auch mit Speck in der Pfanne gebraten — die Herstellung einer „Omelette aux confitures“ war, obwohl mutig versucht worden, gescheitert! — dem saftigen, rohen Schinken und der vorzüglichen Dauerwurst aber gegenüber legte sich Lumpel keine Ziererei auf und machte es etwa nicht so wie der dumme Pitt, der trotz allen Zuredens kaum ein Häppchen von den guten Dingen kostete und im übrigen nur eine Tasse Tee trank, — sondern hielt sich lieber an das Beispiel des großen, weißbartigen Menschenmannes, der so gewaltige Mengen vertilgte, daß Lumpel, obwohl er sich die erdenklich größte Mühe dazu gab, einfach nicht mitkommen konnte und sich schließlich im stillen für besiegt erklären mußte. —

Ja: — zu essen hatten die beiden tüchtig bekommen! Wenn Pitt trotzdem nicht satt geworden war, so war das seine eigene Schuld . . .

Aber mehr konnte der gute, alte Hofrat im Augenblick leider nicht tun. — — —

So kam es, daß einige Zeit darauf — die Sonne war mittlerweile aufgegangen — ein sehr betrübter, zwölfjähriger Junge und ein kleiner, grauer, vergnügter, nur infolge seiner augenblicklichen Dickfresserheit etwas schwerfälliger und fauler Hund selbster durch die Stadt trotteten, die langsam zum Leben und zu den Geschäften des Tages erwachte. —

Genelli hatte seinem jungen Schüler einen guten Rat mit auf den Weg gegeben. Pitt solle versuchen, ob vielleicht Holzes den Lumpel nehmen würden. Holzes, die Pächter von dem kleinen, unweit des Neuen Palais gelegenen Gutes „Charlottenhof“, das seinen Namen einer früheren Besitzerin, Charlotte von Genfow, verdankte. Frau Holze kam wöchentlich einmal in das Haus am Jägertor „in der Stadt“, um Landbutter, Eier, Schinken und Obst zu bringen. Sie sei eine rundliche, freundliche Frau, erzählte Genelli, der er es schon zutraue, sich einer armen Kreatur zu erbarmen, und was mache es auf einem ländlichen Anwesen schon weiter aus, wenn ein Hund mehr da war? Lumpel war ja wachsam, nicht wahr?

Pitt war das Herz recht schwer. Sein Lumpel an der Kette vor der Hundehütte, — denn das war ja das Beste, was zu erhoffen war, wenn nämlich die Pächtersleute ihn überhaupt behielten, — ach, es war bitter, sich das auszumalen! Ein Glück, daß der selber nichts von alledem ahnte, was ihm bevorstand! Fröhlich sprang er die Parkwege hinunter, trotz seines Humpelns, seinem jungen Herrn immer ein Stückchen voraus.

Ein gutes halbes Stündchen, dann war man angelangt. Hart am Parkrand grüßte das simple Gutshaus mit steilem Dach und laternenartigem Aufbau aus den kümmerlichen Obstspalieren des Gartens herüber. Der in der Melonerie aufgewachsene Junge mußte trotz seines Kummers unwillkürlich die Obstkulturen begutachten. „Erbärmliche Bäumchen!“ stellte er bei sich fest. Nun ja, 's war eigentlich kein Wunder bei dem Boden. Alles Sand und Sumpf! Nicht mal der Kohl, von dem hinter dem Staketenzaun im Küchengarten noch einige von Frost und Rauhreif unangesuchten gebliebene Köpfe standen, schien recht gedeihen zu wollen.

Es wollte gar nicht in Pitts Kopf hinein, daß das ärmliche Gehöft von nun an vielleicht Lumpels Heimat sein sollte. — Daz „Charlottenhof“ eigentlich als Vorwerk zum Neuen Palais von des Großen Königs Baudirektor Boumann angelegt worden war und nacheinander, derweil das Prunkschloß erbaut wurde, von dem Architekten Büring, dann von Gontard, dem Schöpfer der Communs, bewohnt worden war, also eine Vergangenheit hinter sich hatte, auf die es füglich stolz sein durfte, davon wußte Pitt nichts.

Nur zögernd drückte er die Klinke des Gartenpförtchens nieder. —

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Tropische Fische aus aller Welt.

Mit sechs photographischen Aufnahmen nach

Unendlich mannigfach ist die Welt unter der spiegelnden Oberfläche des Wassers. Ein Blick in eines der großen Schauaquarien, wie sie sich heutzutage in mehreren großen Städten

Deutschlands befinden, führt uns ein gut Teil dieser farbenprächtigen, oftmals bizarre gestalteten Bewohner fremder Länder vor Augen.

Die verschiedenen Lebensgewohnheiten der beschuppten Fischwelt schufen in allen Gegenenden ihre charakteristischen Formen. Da wälzt sich unendlich wasserreich der riesige Amazonenstrom durch die Breite von ganz Südamerika. Nach wilden Kata-rakten und Stromschnellen

Von Walter Bernhard Sachs.

dem Leben von Paul Unger, Charlottenburg.

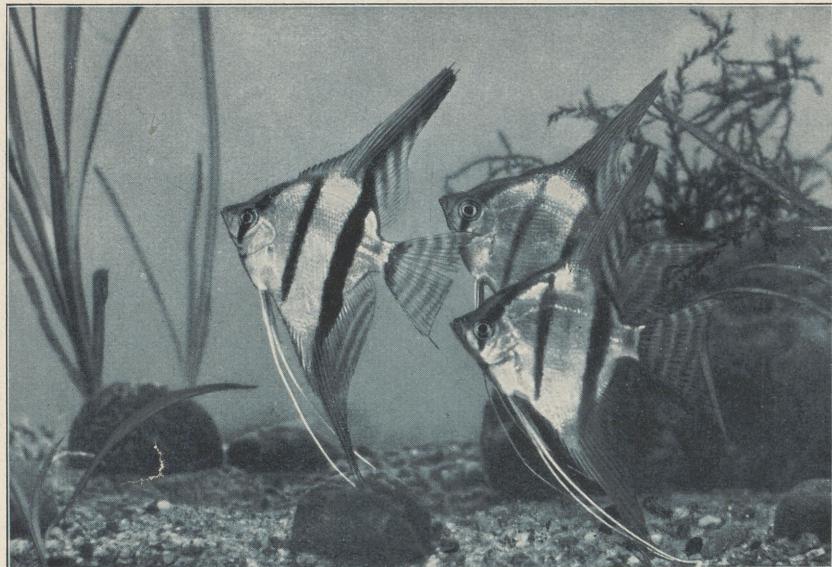
öffnet sich sein Bett in weite, seenartige Ausbuchtungen. Wie hier bei uns, so rauscht auch dort das Schilf auf den dünnen Rohrstengeln. Lila und weiß blühen die Wasserhyazinthen

und senden des Abends süßlich betäubende Dünste aus. Zwischen dem Röhricht steht nun stolz und einsam ein handbreiter Fisch, der zu den eigenartigsten Bewohnern des Riesenstromes zählt. Auf dem silberweißen Grunde trägt er schwarze Längsbinden, die in kurzer Entfernung den Fisch mit seiner Umgebung verschwinden lassen. Die Strahlen der Brustflossen haben sich zu langen, fühlergleichen

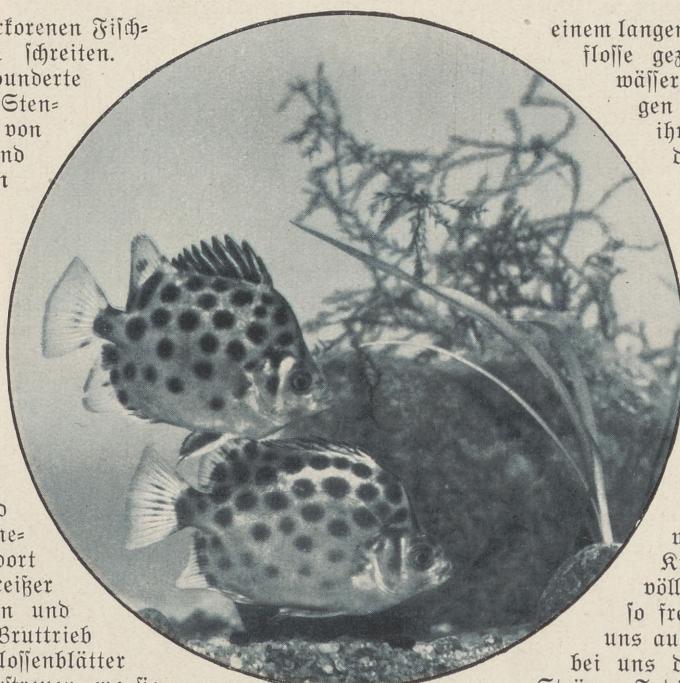


Rotflossen-Salmi (Aphyocharax rubropinnis).

Balancierorganen ausgebildet, mit denen der hochgebaute Fisch sich im Wasser aufrechthält. So steht der Flossenblattfisch zwischen dem Schilf und schwimmt nur ab und zu würdevoll ein Stückchen weiter, um ein kleines Krebschen zur Nahrung aufzunehmen. Seltener dringt ein Sonnenstrahl durch das dichte Dach der Wasserpflanzen. In der geheimnisvollen Dämmerung treibt der majestätische Fisch sein Wesen und dort, wo das Schilf am engsten zusammengedrängt steht, vereint er sich mit der erkorenen Fischfrau, um zur Nachzucht zu schreiten. Stück für Stück werden Hunderte hirsekorngroße Eier an einem Stengel angeheftet und sorgfältig von dem Männchen bewacht. Wütend verteidigt es seine Brut gegen jeden noch so großen Feind, während das Weibchen gar bald wieder das Weite gesucht hat. Nach einigen Tagen hängen winzige, kommaförmige Fischchen an einem Schleimsfaden unbeholfen an dem Stengel, um kurz darauf ihre ersten Schwimmversuche zu unternehmen. Das Männchen hat unterdessen in rührrender Weise eine Grube im Sande gewedelt und bringt bei Anbruch der Dämmerung jedes der vielen Kinder dort zur Ruhe. Einzelne Ausreißer werden ins Maul genommen und ins Nest gespien. Bis der Bruttrieb erlischt und sich die jungen Flossenblätter nach allen Richtungen hin zerstreuen, wo sie nunmehr auf eigenen Flossen den Kampf ums Da- sein beginnen. — Wagt sich der Flossenblattfisch kaum jemals ins freie Wasser hinaus, wo er mit seiner hohen Gestalt den Wellen preisgegeben wäre, so tummeln sich dort, dicht unter der Oberfläche im sonnendurchwärmten Wasser gesellige Scharen anderer Fischchen. Rottflosser sind es, wenige Zentimeter lang, deren unbefümmertes Leben im Sonnenschein verläuft. Dauernd sind sie in Bewegung, schnappen hier nach einem winzigen Wasserkrebschen und wagen vereinzelt schnell an anderer Stelle einen Sprung in



Segelflosser (*Pterophyllum scalare*).



Argusfische
(*Scatophagus argus*).



Schleierfische (*Carassius auratus* var. *japonicus*) in Schwimmbewegung.

die Lust nach einer Mücke. Sorglos überlassen sie die Eier den Fluten des Stroms, die sie weit hinweg wirbeln, und nur wenige von den Tausenden wachsen zu neuen Fischchen heran, die ihr fröhliches Spiel an der Oberfläche aufnehmen werden.

Andere Länder, andere Sitten: Die Flüsse Mexikos bevölkert die Sippe der lebendig gebärenden Karpfenfische. Einer der buntesten von ihnen ist der Schwertträger, so genannt, weil das

Männchen mit einem langen Schwertfortsatz seiner Schwanzflosse geziert ist. Schnellfließende Gewässer sind seine Heimat. Dort bringen die buntgestreiften Weibchen ihre lebenden Jungen, 30—50 an der Zahl, zur Welt. Im Mutterleibe werden sie behütet, so daß sie völlig selbstständig zur Welt kommen. Viele von ihnen werden eine Beute der eigenen Eltern, die als Kannibalen ihren Kindern nachstellen, aber immer noch genug bleiben übrig, um das Geschlecht der schönen Schwertträgerfische vor dem Aussterben zu bewahren. — Ein Riesenprung auf der Landkarte führt uns in das Wunderland Indien. Niemals wird der weise Mensch asiatische Kultur und asiatisches Wesen völlig begreifen können. Und ebenso fremd wie dort der Mensch steht uns auch die Tierwelt gegenüber. Wie bei uns der Stichling, so bevölkert die Ströme Indiens ein winziger Barsch in großen Scharen. In solchen Massen kommt der daumennagelgroße Fisch dort vor, daß er als Dünger für die Felder verwendet wird. Der Inder zieht große Nehe durch das Wasser und wirft achtlos den Inhalt auf den Ufer. Schnell tritt die Verwesung ein und düngt den Boden für die kommende Saat. Dabei sind es wahre Wundergeschöpfe, die hier geopfert werden. In einem Glase erscheinen nämlich die kleinen Wesen völlig durchsichtig, so daß man ihnen den Namen Glasbarsch gegeben hat. Die feinsten Gräten, der vollgefüllte Magen, ja selbst die Blutgefäße, die den Leib durchziehen, sind zu

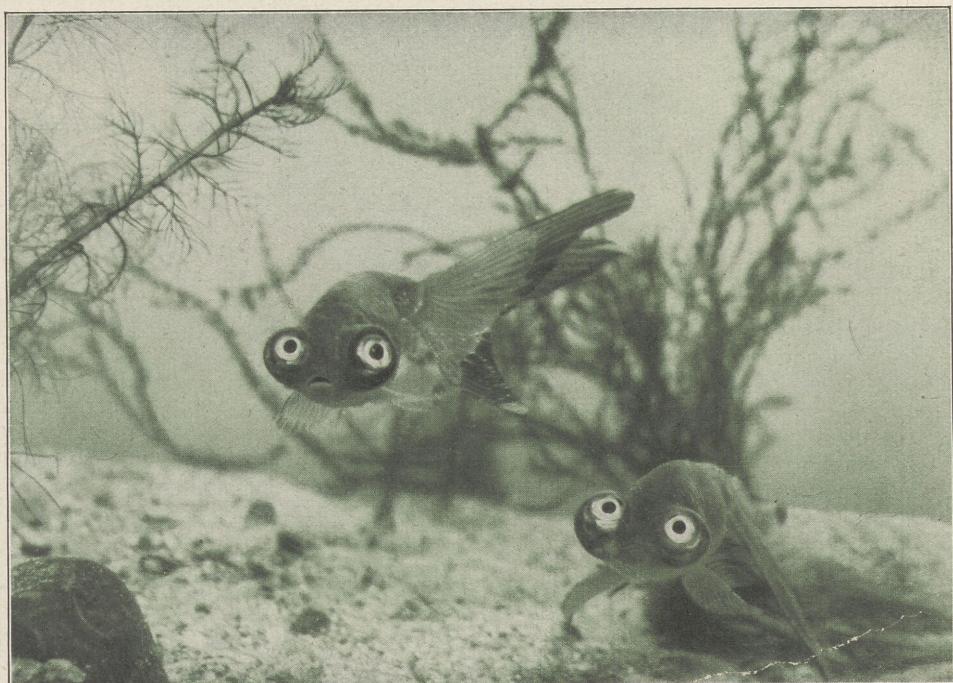
erkennen; treffend ist daher der Name gewählt worden; findet ein Sonnenstrahl den Weg in das Wasser, so leuchtet plötzlich der ganze Fisch herrlich golden auf und wirft spiegelnd das Licht zurück. Behend sind die Bewegungen der durchsichtigen, fast unsichtbaren Flossen, schnell schießt das lebende Glaswesen im Strom hin und her, bis ein Nezzug seinem Leben ein jähes Ende bereitet. Vereinzelt wagt sich der indische Glasbarsch in das weite Meer hinaus und lebt dort mit mächtigen plumpen Fischen, die mit bunten Augen geschmückt sind, in Gemeinschaft. Sie steigen ihrerseits wiederum in die Flüsse hinauf, nicht zu ihrem Glück, denn die Eingeborenen schätzen ihren Geschmack und stellen ihnen nach, wo sie sie finden. Argus-Fisch heißt der handgroße Gefelle, dessen Familie zu den bunttesten Fischen gehört, die in den Korallenbänken ihre Heimat haben. So häufig er auch gefangen und geessen wird, so wenig wissen wir von seinem Dasein. Nicht einmal über seine Fortpflanzung ist etwas bekannt, nur ganz wenige Jungen hat man auf Forschungsfahrten entdeckt, sie sahen völlig anders aus als die Eltern. —

Eigene Expeditionen wurden zur Erforschung des Lebens dieser Fische ausgerüstet, aber noch immer wahrt der Argus-Fisch das Geheimnis seiner Vermehrung; er gleicht seiner Heimat Asien; wie sie wird er uns stets geheimnisvoll bleiben.

Fischsachverständige Menschen sind von jeher die Chinesen gewesen. Für ihre winzigen Gärten mit den



Schwertträger (*Xiphophorus helleri*).



Himmelsgucker (Abart: *Carassius auratus* var. *japonicus*).

Goethe und der neue Apizius. Von Georg Oskar Falley.

Monsieur François de Goullon, Meister der Kochkunst, war dem Rufe der Herzogin Amalia gefolgt und in Weimar eingetroffen. Seiner Berufswürde eingedenk, betrat er mit königlicher Geste sein künftiges Reich, die Küche. Die weißbeschürzten Küchenjungen legten eilig die Messer beiseite, zogen ehrerbietig die Mützen und verneigten sich tief vor dem neuen Gebieter; die Mädchen ließen den Herd im Stich, um den Meister mit einem respektvollen Knicks zu begrüßen.

kleinen Teichen, auf denen im Sommer Zwergseerosen blühen, züchteten sie seit Jahrtausenden Goldfische und ihre merkwürdigen Verwandten. So schufen Menschenhände durch geeignete Zuchtwahl die langbesetzten Schleierfische, die man häufig auch bei uns in Aquarien sieht, und auf noch ungelärtte Weise entstanden dort Goldfischabarten mit nach oben gerichteten Augen, die wie ein Teleskop aussiehen. Himmelsgucker hat man sie daher genannt. Es wird berichtet, daß man Fische in ganz engen, hohen Tongefäßen hält und sie auf diese Weise zwang, stets nach oben zu sehen. Es sollen dadurch die absonderlich gestellten Augen gebildet worden sein, die man später durch Vererbung weiterzüchtete. Allen Forschungen jedoch ist es nicht gelungen, dieses Experiment nachzumachen, das also ebenfalls zu den Geheimnissen Asiens zählt.

Wundern begegnen wir auf Schritt und Tritt in der Fischwelt. An den Küsten der warmen Meere lebt das monströse Seepferdchen, das wie eine lebende Schachspringerfigur aussieht. Hier übt das Männchen weitestgehende Brutpflege, indem es die Eier in einer Tasche am Bauche aufbewahrt, bis eines Tages die fertigentwickelten winzigen Jungen herauschlüpfen und sich, genau wie die Eltern, mit ihrem Klammerschwanz an zarten Meeresgewächsen festhalten. So birgt das Leben unter dem Wasser Schönheiten, die uns die Fische ganz anders als stumpfsinnig und uninteressant erscheinen lassen.

Nun gar die Oberköchin, die Jungfrau Susanne Schwabe, die bis jetzt das Küchenregiment gehabt, begrüßte mit zierlichen Worten den Herrn Küchenchef. Obgleich die Jungfer häufig den Faden der in durchwachten Nächten wohleinstu dierten Rede verlor, war dennoch der neue Herr sichtlich davon befriedigt.

François de Goullon überzeugt mit prüfenden Augen sein künftiges Reich, gab dann flugs eine Probe seines Könnens,

indem er in unglaublich kurzer Zeit eine Speise herstellte, die den Lukullus selbst befriedigt hätte.

Von nun an wurden in der herzoglichen Küche Speisen angerichtet, über die alle Gäste des weimarschen Hofes höchst erstaunten. Nur die Jungfrau Susanne staunte weniger, sie bewunderte den Küchenchef, und ganz tief in ihrem Herzen begann es sich zu regen.

Aber Monsieur de Goullon hatte weder Aug' noch Ohr für die Regungen eines Weiberherzens. Sah auch nicht den Frühling sprechen, sondern sah nach vollbrachtem Tagewerk beim Scheine eines bescheidenen Lichtes und schrieb. Schrieb bis zum anbrechenden Morgen.

„Der neue Apizius oder die Bewirbung vornehmer Gäste“ war der Erfolg durchwachter, langer Nächte.

Sogleich wurde das Manuskript mit dem Leipziger Gilwagen an den Buchhändler Herrn Göschken gesandt. François de Goullon zweifelte keinen Augenblick, daß der Verleger schon nach flüchtigem Durchblättern den Wert erkennen und das Werk sofort drucken lassen würde.

Aber Herr Göschken war anderer Meinung. Der Gilwagen nach Weimar brachte die Sendung zurück. Der Küchenchef erbleichte, verlor aber den Mut noch nicht. Der Versuch, das berühmte Werk unterzubringen, ward noch öfter wiederholt. Immer fand es den Weg zu seinem Verfasser ungedruckt zurück. Noch ein Versuch. Auch dieser scheiterte. Nun flog das Manuskript in die Ecke. Mochte es dort verfaulen, da es den Beifall der größten Verleger nicht gefunden.

Der Jungfrau Susanne dünktete, daß die fein säuberlich beschriebenen Blätter zu schade seien, von den Ratten gefressen zu werden. Sie hob alles sorgfältig auf und nahm es abends mit auf ihr Kämmerlein. Auf ihrem einsamen Lager dachte sie angestrengt nach, wie dem Meister der Küche geholfen werden könne. Das eine war ihr klar: sie mußte helfen. Und siehe da, ehe noch der Morgen graute, leuchtete ein Licht in ihre Finsternis. Das zeigte den Weg, der gegangen werden mußte, damit der rasende Zorn des heimlich Geliebten gestillt werde.

Kaum war es Tag, legte Susanne ihren Sonntagsstaat an, schlug ein rotes Tuch um die fülligen Schultern und schlüpfte wie eine Eidechse durch eine Hinterpforte des Schlosses hinaus ins Freie. Dann eilte sie über die Steinbrücke zum Frauenplan. Vor einem weißen Häuschen mit hohem Dach machte sie halt.

Das dumme Herz pochte fast hörbar. Warum nur? — Der Herr Geheime Rat Goethe war doch ein lieber, netter Herr, der schon manch bedrängter Seele geholfen.

Alle Kraft zusammenraffend, pochte Susanne an die Tür. Herr Kräuter, der Sekretär, öffnete. Er lehnte der Jungfer

Begehrten kurz ab: „Exzellenz sind um diese Stunde nicht zu sprechen.“

Mit einer Entschuldigung wollte Susanne sich eben entfernen. Da tauchte hinter dem Sekretär der ihr wohlbekannte Minister auf. „Was soll's, mein Kind?“ —

„Verzeihen, Exzellenz — entschuldigen — ich — so früh —“

„Du hast einen Wunsch? Dann komm herein,“ sagte gütig der große Mann.

Durch die Freundlichkeit des hohen Herrn aufgemuntert, fand Susanne ihre Fassung wieder. Erst noch stockend, dann aber immer fließender brachte sie ihr Anliegen vor.

Goethe lauschte mit Interesse. Als die Jungfer geendet, schmunzelte er: „Der Gegenstand deines Interesses, mein Kind, ist mir wohlbekannt. Die Brühen, so an der Tafel Ihrer Durchlaucht gereicht werden, lassen die Geschicklichkeit des Meisters erkennen. Gut — dem Manne soll geholfen werden. Läß die Handschrift hier. Ich werde sehen, was sich tun läßt. Nun geh und sei guter Dinge.“

Ungeachtet seiner eigenen Arbeit prüfte Goethe des Küchenchefs gastronomische Rezepte. Sie deuchten ihm ihrer Originalität wegen der Veröffentlichung wert. Darauf legte er sie mit seiner Empfehlung der Herzogin vor. Scherhaft flocht er das Interesse Susannes für den Koch ein. Die Herzogin lachte heiter und befahl den Druck des Werkes in der Hofdruckerei.

Als die ersten Bände fertig waren, ließ Goethe Susanne zu sich kommen. Er führte sie zu einem Tischchen, auf dem vor einem Blumenstrauß ein rotes, goldumrändertes Buch lag. „Nun, so nimm, mein Kind,“ sagte er schlicht und drückte dem erstaunten Mädchen das leuchtende Buch in die Hand.

Und Susanne las auf dem Titel: „Der neue Apizius oder die Bewirbung vornehmer Gäste von François de Goullon. Gedruckt in der Hofdruckerei zu Weimar.“ Und handschriftlich auf dem Titelblatt: „Dem Autor zur Ermunterung und fernerem Streben. Goethe.“

Wie im Traum eilte Susanne zu François de Goullon. Sie wagte kaum das Glück zu fassen, das sie ihm überbrachte und das auch ihr eigenes wurde. Denn andern Tages waren die Weimarer nicht wenig erstaunt zu hören, daß Ihre Durchlaucht die Herzogin und auch der Herr Geheime Rat von Goethe den Küchenchef François de Goullon mit seiner Braut, der Jungfrau Susanne Schwabe, empfangen hatten.

Der „neue Apizius“ ist längst vergessen. Nichts erinnert mehr an seinen Autor, der seine Ruhestätte unter breitästigen Linden fand, auf der zuletzt nur noch Disteln und Dornen wucherten, bis der Schritt der Zeit auch sie zertrat.

Der Orkan. Von Ernst Römer.

Wir hatten den Leichnam unseres Kapitäns in seiner Segeltuchhülle dem Meere übergeben, da sprang der kleine Hund laut aufjaulend hinterdrein. Schwamm jammervoll kläffend in den sich ausbreitenden Kreisen umher, die der versunkene Körper erzeugt hatte. Wir waren bestürzt und ratlos, aufs ärgste erschrocken. Man lief zur Reling, lief hin und her, die Matrosen sahen mich fragend an; einige hatten noch ihre Müze in der Hand, vom Gebet her, das ich bei der Bestattung gesprochen. Über Meer, Schiff und Menschen lag die schaurige Macht des Todes.

„Der Hund ist weg!“ rief jemand halblaut. Ich wagte mich nicht umzuschauen. Ich riss mich zusammen und trat vor die Leute: „Möge unser Kapitän in Frieden ruhen! — Nach dem Gesetz habe ich die Führung des Schiffes zu übernehmen. Ich hoffe, daß ihr eure Pflicht tun werdet wie bisher, und ich will die meine tun. — Voll brassen!“

Am Kapütentisch fand ich mich wieder. Die Karte vom Golf von Mexiko lag darauf; Zirkel und Lineal. Die schwere Messinglampe pendelte sacht über meinem Kopfe, in der Schlafkammer des Kapitäns machte sich der Aufwärter zu schaffen. Draußen ratterten die Brassenblöcke, dazwischen der zaghafte Arbeitsgesang der Wache.

„Hol' steif zu luvart!“ Das war der zweite Steuermann. Nein, das war nun mein Steuermann. Und ich war Kapitän. Ich, Peter Harms. Jetzt langte meine Hand nach dem Schiffstagebuch, schlug es auf. Hier, in Spalte „Begebenheiten und Bemerkungen“ mußte es hinein: „Um 2 Uhr morgens starb der Kapitän Albrecht Heinrich Geerdes. Mutmaßliche Todesursache war Herzschwäche. Die um 8 Uhr

vormittags erfolgte Bestattung entsprach den Seegebräuchen. Über die Beurkundung des Sterbefalls siehe Anhang Seite 103. Der erste Steuermann hat die Führung des Schiffes übernommen und dies der gesamten Mannschaft bekanntgegeben.“

Ja, nun war ich Kapitän. Da stand es. Schiff, Ladung und Mannschaft war in meine Hand gegeben. Das Gesetz, der Reeder, die Ladungsbeteiligten, die Versicherung — sie forderten unerbittlich und kalt. Dort hinten in der Heimat reckte sich diese Forderung wie ein drohender Finger riesenhaft hoch, griff übers Meer und pochte an mein Gewissen. Und von den Augen meiner Leute las ich die stumme, eindringliche Frage: Wirst du es auch schaffen? Bringst du uns sicher nach Hause?

Jung war ich noch; sechzehnzig Jahre. Und diese Jugend hieß mich vom Tische auffringen und die Fäuste zusammenpressen: Ja, ich will! Hört ihr — ich will!

Ein seltsamer Ruf kam von der Ecke her, daß ich zusammenfuhr: es war Jakob, der Affe; seit Pernambuco hatten wir ihn an Bord. Das kleine behaarte Wesen sah mich mit seinem uralten Gesicht so eindringlich an, so tröstend sachlich, daß ich ihm in einer unwillkürlichen Bewegung die Arme hinstreckte. Im nächsten Augenblick sprang es mich an und legte seine kindlichen Greifenhände um meinen Nacken. Es wird gewiß lächerlich anmuten, was ich nun sage, aber ich habe keine Lust, von meinem Bekenntnis ein Wörtlein fortzulassen: in diesem Augenblick hatte ich einen Freund gewonnen, eine Zuflucht, einen ruhenden Pol im Tumult meines Herzens. Denn ich fühlte mich grenzenlos einsam an jenem Tage. Selbst das Meer schien mir fremd und feind-

selig; mein Meer, dem ich mich seit meiner Knabenzeit tief innerlich verbunden wußte. Es gab ja keinen Menschen, keine Frau, der ich so nahe stand.

Dann begab sich Herrliches: Kaum war ich an Deck hinausgetreten, kaum war mein mißmutiger Blick über das Tafelwerk gegliitten, das vor Trägheit knarrte — da lief von Norden her eifüßig Gefräusel übers Wasser. Die Bramsegel blähten sich auf, die Klüver kamen voll, an der Bordwand schwäzte der Fahrtstrom vorbei. Wind war aufgekommen, Wind! Altvater hatte ihn mir gesandt. Und er führte mich und mein Schiff von dem traurigen Orte hinweg, wo der tote Leib meines alten Kapitäns versunken war. —

Als das Lichtfeuer von Key West mit schlafrigem Blinzeln in der Kimm ertrank, da frohlockte ich. So war denn die Südspitze von Florida umsegelt, auf dem Rücken des gnädigen Golfstroms umsegelt, und ich konnte nordwärts steuern. Immer nordwärts, in dieser geheimnisvollen Strömung, die unsere Fahrt für lange beschleunigen sollte.

Ich war dankbar geworden in jenen Tagen. Es war Neues in mir geworden. Demut statt Übermut, Besinnlichkeit statt Gedankenlosigkeit. —

Eines Morgens sah ich, daß von Nordwesten her eine lange Dünung in Gang gekommen war. Ich bemerkte auch einen fahlen Hof um die Sonne. Einen fahlen Hof mit grellen Rändern. Das Barometer war noch um einige Striche gestiegen. Aber drückende Luft, und schwül. Feucht-warm. Mir fiel ein, daß der Sonnenuntergang gestern von einer gefährlichen Pracht gewesen war. Im Lauf des Nachmittags breitete sich ein dünner Schleier über den Himmel. Im Westen schob sich ein Wolkengebirge hoch; es ent sandte seine Federwölkchen. Von dem massigen Wolkengebilde her lief die Dünung stärker und stärker gegen uns an.

Zum Abend ließ ich alle Segel festmachen. Alle. Die Leute riefen sich Worte zu, als sie hinaufstiegen. Sogar der Steuermann grummelte vor sich hin. Ich hörte es nicht. Eine halbe Stunde später wurde mir jäh einsetzender Regen mit nachfolgender harter Bö zur grimmigen Genugtuung. Und um zehn Uhr hatte uns ein vollentwickelter westindischer Orkan mit undarstellbarer Wucht erfaßt.

Ich kannte ja das Schiff zu wenig. Es hatte seine drei- und dreißig Jahre auf den Lenden. Ein hölzerner Tabakskipper, auf dem zweimal täglich gepumpt werden mußte. Gewiß, Kapitän Geerdes hatte auf diese Bark geschworen wie aufs Neue Testament. Er war aber mit ihr alt geworden. Ich hatte das Schiff seit sieben Monaten unter den Füßen. Doch das war meine Hauptfuge nicht. Mir dröhnten die Fragen im Schädel: Wie liegst du zur Sturm bahn? Wo vermutest du das Zentrum? Hast du dein Schiff über dem richtigen Bug beigedreht?

Daß ich's nur gestehe: wie ich gegen drei Uhr morgens auf einen Sprung in die Kajüte ging, wie mir's in Bächlein vom Südwesten und aufs offene Segelhandbuch lief, wie ich las: „... Immer wieder treten Abweichungen (von den Orkanregeln) auf. Je weniger man sich an ein vorher ausgedachtes Schema hält...“ Oder: „Es können freilich Fälle eintreten, in denen man trotz aller Vorsicht und sorgfältigster Überlegung nicht imstande ist...“ — — da schleuderte ich die Handvoll bedruckten Papiers mit ungeheurem Fluche zu Boden. Trat mit dem Seefiels darauf. —

Den englischen Trampdampfer „Lord Ivieach“ hatte zunächst wohl mehr Neugierde als alles andere veranlaßt, von seinem Kurs abzuweichen: er befahl sich einen Segler, den der nordostwärts gezogene Orkan völlig zusammengedroschen hatte. Er sah das Schiff mit furchtbarem Schlagleite weit überhängen, die bekupferte Bordwand zu luvari hoch heraus. Er sah die geknickte Vorbramstange, die weggeschlagene Ver schanzung, das eingetrümmerde Deckshaus. Aber bei allem mußte er sich denken, dieser Sarg schwimmt jedenfalls noch,

schwimmt auf seiner Ladung. Was kann die sein: Holz von Pensacola? Oder gar Tabak von New-Orleans? Heute weiß ich, was mein Kollege vom Dampfer dachte. Heute weiß ich's...

Dieser denkwürdige Sonntag. Vielleicht durchlebte ich an ihm die Vorschau von Dingen, die mir schicksalhaft vorgezeichnet waren.

Ob er mich schleppen sollte? rief mich der englische Kapitän durchs Sprachrohr an. Nach Baltimore hin? Meine Mannschaft wäre doch offenbar knocked-up. Nun, zum Teufel, sie war es: dreißig Stunden lang an den Pumpen gestanden, die Arme hingen ihnen wie Hölzer herunter. Zerschunden, durchnäht, mit geschwollenen Füßen. Hohläufig und frierend saßen die braven Kerle an dem Großluk und waren so todmatt, daß ihre abgehetzten Seelen das gegenwärtige Ereignis kaum zu begreifen vermochten.

Ja, schleppen, in den sicheren Hafen bringen lassen. Damit wurden gleichzeitig Handlungen in seerechtlichem Sinne von einer Tragweite eingeleitet, die nicht zu übersehen war. Von mir am allerwenigsten. Ich wußte nur, daß der andere bei gelungener Hilfleistung ein Entgelt zu beanspruchen hatte, das sich nur in einer sechsstelligen Zahl ausdrücken ließ. Vom Heimathafen her drohte das zusammengeballte Fördern jener, denen ich Rede und Antwort zu stehen hatte. Und der Geist des toten Schifffers rief meine Seemannsehre an: verspiel mein Erbe nicht! Aber konnte ich denn angesichts meiner gänzlich erschöpften Leute damit rechnen, diesen so schwer havarierten Segler aus eigner Kraft in Sicherheit zu bringen? Mit der zerstörten Steuereinrichtung, mit den fünf Fuß Wasser im Raum?

... Ich teilte dem Engländer mit, daß ich unverzüglich mein Schleppgeschirr klarmachen lassen wollte. Der Kampf um diesen Entschluß wurde mir zur deutlichen Grenztheide meiner Jugend, die nun jenseits lag.

Schleppgeschirr klarmachen. Es bedeutete höllische Arbeit für uns, und war doch nichts im Vergleich zu dem, was folgen sollte: dreimal taute der Dampfer an — dreimal riß uns die Trosse ab. Es war über alle Maßen qualvoll. Meine Matrosen verweigerten die Arbeit nicht; sie wannten umher und brachen in die Knie. Sie konnten nicht mehr sprechen, sie schauten mich nur an.

„Lord Ivieach“ hatte ein Boot mit seinem ersten Offizier herübergeschickt. Der saß nun, ein Bein über die Reling geschlagen, das andere noch auf der Sturmtreppe außenbords, und stellte eine Frage an uns. In seiner Sonntagsuniform saß er da, mit den blanken Knöpfen, frisch, blond und sauber rasiert. Sein Kapitän sei erbötig, uns abzubergen. Jeder könnte etwas von seinen Sachen mitnehmen. Ich schrie ihn an, mit fliegenden Armen: „Ich kann nicht! Ich kann nicht! Noch trägt uns das Schiff. Ich habe für eine Million Mark Ladung an Bord!“ Der Offizier wandte sich ruhig um: „Und ihr, Leute?“

Sie sagten nicht ja, sie sagten nicht nein. Wir hörten unsere matten Herzen klopfen. Wir hörten den Raum der Himmelskugel übers Meer gesenkt. Plötzlich geschah das: Jakob, der Affe, kam übers Achterdeck geturnt und sah den fremden Mann auf der Reling sitzen. Ehe man bis zwei zählen konnte, war er freischend auf ihn losgefahren, riß ihm die goldbestickte Mütze vom Kopf und enteilte damit in den Besansmast...

Die Heiterkeit hätte uns morden können, schwach wie wir waren. Aber sie durchslutete uns zu neuem Auftrieb. Es war wie ein Wunder.

Wir haben unser Schiff selbst in den Hafen gebracht. Wir haben es weiß Gott in den Hafen gebracht. Nach Baltimore. In der Bucht ließ ich als Lotsensignal die Flagge schwarz-weiß-rot setzen. Die deutschen Farben im weißen Felde.



Die Jugendleiterin.

Während sich die Kindergärtnerin mehr mit dem Kleinkinde beschäftigt, ist der Hortnerin die Tätigkeit bei den jüngeren Schulkindern unterstellt. Die Aufnahmebedingungen für beide Betätigungen unterstehen fast gleichen Bedingungen überall. Uns liegen hier die Bedingungen des Sozialpädagogischen Seminars des Vereins Jugendheim e. V., Char-

erwähnten Seminar 30 Mark monatlich, wozu noch kleine Materialkosten kommen. Es ist vorgeschrieben, bei der Anmeldung folgende Papiere einzureichen: einen selbstgeschriebenen Lebenslauf samt Geburtszeugnis, das Lyzeumsabschlußzeugnis, ebenso das Zeugnis über bestandene Prüfung als Kindergärtnerin oder Hortnerin. Ferner praktische Arbeitszeugnisse, sowie ein amtärzliches Gesundheitszeugnis.

Der Unterricht umfaßt alle theoretischen Fächer der Pädagogik, aber auch Gesundheitslehre, Sozialpolitik und Jugendliteratur. Ferner Beschäftigungskünste, Musik, Werkunterricht und Turnen. Endlich wird Gelegenheit zur praktischen Mitarbeit schon während des Lehrjahres gegeben.

Ein Staatsexamen ist zum Abschluß nicht nötig. Die ausgebildete Jugendleiterin kann nunmehr einen eigenen Kindergarten leiten, oder in einem Heim die Stellung einer Leiterin einnehmen. Im Heim tritt sie zunächst als Praktikantin mit einem Taschengeld von 30 bis 40 Mark ein. Privatstellungen als Jugendleiterin in Familien werden mit 60 Mark honoriert. Wie uns auf dem Büro des Jugendheims gesagt wurde, sind die Aussichten für ausgebildete Jugendleiterinnen augenblicklich günstig.

Die Ausbildung der Wirtschaftsschwester.

Das Publikum erwartet von der Wirtschaftsschwester gewisse Kenntnisse in der Kranken- oder Kinderpflege, die sie natürlich über ihre wirtschaftliche Ausbildung hinaus sich erwerben muß. Nach dem Lehrplan des Evangelischen Diaconievereins in Zehlendorf bei Berlin, Heidestraße 20, ist eine

Grundausbildung vorgesehen, die eine etwaige spätere Aufnahme in die Vereinschwesterhaft zum Ziel hat. Das junge Mädchen kann entweder in der Krankenpflege oder in der Wirtschaft ausgebildet werden, auch gibt es Sonderausbildungen in der Säuglingspflege. Eine besondere Hauswirtschaftliche Vorstufe unterhält der Verein neben derjenigen in Zehlendorf auch in Stettin. Sie ist für Mädchen unterhalb der für die Krankenpflege zulässigen Altersgrenze oder auch für solche Pflegerinnen gedacht, denen jegliche hauswirtschaftliche Kenntnisse fehlen. Während dieser, ein halbes Jahr umfassenden Zeit theoretischer und praktischer Ausbildung haben die Schülerinnen in Stettin feinerlei Ausgaben zu leisten. In Zehlendorf zahlen sie monatlich 30 Mark. Sie müssen auch schon Arbeitstracht tragen, die ihnen in Stettin für 45 Mark überlassen wird, in Zehlendorf beschaffen sie sich diese selbst. Eine Bestimmung schließt Kurzhaarige aus.

Die vom Evangelischen Diaconieverein ausgebildeten Schülerinnen sind völlig frei, das Erlernte nach ihrem Ermessen zu verwenden, nur müssen sie, wenn sie ausscheiden, auf die speziell dem Verein eigentümliche Tracht verzichten. Wer im Verein bleiben will, tritt eine zweijährige Probestellung an, nach deren Absolvierung er in die Vereinschwesterhaft aufgenommen werden kann.

Es werden ferner im Lettehaus zu Berlin und in privaten Vereinen sogenannte Wirtschaftsschwestern ausgebildet. Die Altersmindestgrenze ist aber nirgends unter 18 Jahren und überall werden die üblichen, Gesundheit und eine gute Schulbildung betreffenden Atteste gefordert.



Wenn dein Sinn dazu nicht triebe,
Tu's dem Sonnenschein zuliebe,

Und den Rosen, die drum warben:
Kleide dich in frohe Farben. f. s.

Sitzen verboten!

Wo ist es verboten? In den Ladengeschäften, besonders in den Warenhäusern. Die strengen Vorgesetzten achten mit scharfem Auge darauf, daß keine der Verkäuferinnen eine vorübergehende Geschäftspause etwa dazu benutzt, ihre müden Füße ein paar Minuten auszuruhen. In vielen Geschäftshäusern sind Sitzgelegenheiten überhaupt nicht vorhanden.

Trotzdem gibt es eine gesetzliche Verordnung, sie stammt allerdings aus dem Jahre 1900, die „die Einrichtung von Sitzgelegenheiten für Angestellte in offenen Verkaufsstellen“ geradezu vorschreibt. Sie geriet jedoch in Vergessenheit. Da ist es nun ein Verdienst des Hilfsbundes für gebildete Frauen und Mädchen, Berlin, die Erinnerung daran geweckt und das Arbeitsministerium ersucht zu haben, die zuständigen Amtsstellen anzuweisen, auf genaue Durchführung dieser Verordnung nunmehr wieder zu dringen. Begründet wird diese Eingabe damit, daß es ärztlich erwiesen ist, daß langandauerndes Stehen dem weiblichen Körper überaus schädlich ist und zu vorzeitiger Arbeitsunfähigkeit führen kann. Bein- und Unterleibsleiden sind die Berufsleiden der Verkäuferinnen. Ihnen vorzubeugen wäre die Verordnung in der Lage, wenn man sie beachten würde. Dazu kann auch die Käuferin, in selbstverständlicher Geschlechtssolidarität mitwirken, indem



Echt ungarische Bluse mit reicher, bunter Volkskunststickerei und Durchbrucharbeit. Aufnahme: Hanni Schwarze, Berlin.

sie dem Ladeninhaber zu verstehen gibt, daß sie sich durchaus nicht unehrbietig behandelt fühlt, wenn eine vorübergehend unbeschäftigte Verkäuferin in ihrer hohen Gegenwart sitzt. Die Hausfrauen wissen doch selbst, was es heißt, einen ganzen Tag, etwa am Plättbrett, stehen zu müssen und können von geschwollenen Füßen und Krampfadern erzählen. Wünschen wir also, daß das Vorgehen des Hilfsbundes Erfolg hat und künftig Sitzgelegenheiten nicht nur für die anspruchsvolle Kundin, sondern auch für die liebenswürdig-geuldigen Verkäuferinnen bereit gehalten werden. E. St.

Bestickte Kleider.

Kleider und Blusen mit Handstickerei sind in jedem Sommer modern, und man kann getrost die kommenden langen Herbst- und Winterabende dazu benutzen, sich so ein Werkstück in häuslichem Kunstfleiß zu erarbeiten, ohne fürchten zu müssen, im nächsten Frühjahr damit in der Öffentlichkeit als „unmöglich“ zu erscheinen. Im Gegenteil, man wird mit einem derartigen Kleid stets angenehm auffallen, geschmackvolle Farben- und Formenwahl des zur Verwendung gelangenden Materials natürlich vorausgesetzt. Immer ist ein solches Kleidungsstück einmalig, denn wenn auch nur wenig Frauen Zeichentalent genug besitzen, sich selbst ein Stickereimuster zu entwerfen, sondern sich an die fertig käuflichen Abplättmuster halten müssen, so

werden doch Farbzusammenstellung, Material und Machart immer wieder andere sein und vielfältig abgewandelt auftreten. Ein handbesticktes Kleid ist niemals „Konfektion“, es ist kostbar wie eine teure Maßsalontoilette und belastet unseren Garderobenetat doch nur mit den Selbstkosten.

Gründe der Zweckmäßigkeit sprechen dafür, einen schlichten, möglichst zeitlosen Schnitt zu wählen, denn es würde die Mühe des Arbeits nicht verloren, wenn man dem Kleid bereits im nächsten Jahr ansähe, daß es aus dem vorigen stammt. Im Jumperkleid und im Stilkleid haben wir nun schon seit Jahren mit ganz geringen Abweichungen tragbare Schnitte. Auch die bestickte Volkstunstbluse kann schon als beinahe klassisch angesehen werden. Das Bild der vorigen Seite zeigt ein besonders schönes Modell, das der Vorliebe für die Jumperform gerecht wird. (Man vergesse aber nicht, sich dazu ein in der Länge passendes Unterleibchen zu arbeiten oder den Rock einer Tuttartalle anzutzen, der scharfe Einschnitt des Rockbundes in der natürlichen Taille markiert sich sonst durch die dünne Bluse hindurch, was höchst unschön und unelegant wirkt.)

Ungarn, Rumänien, Bessarabien und die Ukraine liefern uns die herrlichsten Muster, technisch gelangt der Kreuzstich in Verbindung mit Stiel- und Blattstich, ferner Durchbrucharbeit und Waffelnäherei am häufigsten zur Verwendung. Man achte peinlich darauf, daß das Garn garantiert wasch- und lichtecht ist, damit es nach der ersten Wäsche nicht heißt „ein großer Aufwand schmählich ward vertan“. Man wasche in lauwarmem, mildem Seifenlockenschaum und plätte von links halbfeucht über einem weichen Tuch.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß eine Reihe von Handarbeitsheften und Musterbüchern im Buchhandel erhältlich sind, die eine schier unerschöpfliche Fülle von Anregung vermitteln. Es seien nur kurz genannt: „Schmuckfalten und ihre Anwendung an Blusen und Kinderkleidern“ (Verlag Otto Beyer, Leipzig; Bd. 166), ferner im gleichen Verlag „Bulgaren-Blusen“ (Bunte Blätter für Handarbeiten Nr. 1), dann: „Auswahlbogen für Abplättmuster an Kleidern, Blusen und Westen“ Nr. 509, sowie die sehr praktischen Abplättbände, die Abbildungen von Arbeitsproben mit Vorlagen für bestickte Kleider und einzelne Motive fertig zum Aufplättern vereinen. (Die beiden letztgenannten enthalten keine Volkstunst, sondern modern stilisierte Muster.) Auch im Verlag Bobach sind ähnliche Bücher erschienen. Detta.

Sommerliches aus der Wäschükchenregion.

Auch hier hat die sommerliche Wärme jetzt das Wort, und Wäsche im warmen Wind und Sonnenglanz ist etwas ganz anderes, als in Winters Weh und Not. Zumal dort, wo ein Haus- oder Dachgarten das Trocknen im Freien ermöglicht — der Glückliche, die ihre Wäsche sogar auf wirklichem, leibhaftigem Rahmen grünbleichen können, gar nicht zu gedenken! Aber auch die vielbenützten Wäscheleinen und Klammer haben ihre Saisonansprüche, und trübe Spuren auf weißem Grund verraten schon lange, daß eine gründliche Reinigung auch ihnen not tut, die man der günstigen Trockenbedingungen wegen am besten jetzt vornimmt. Wäscheleinenwickelt man zu diesem Zweck um ein sauberes, nicht zu kurzes und schmales Brett, bürstet sie gut mit einer kräftigen Seifenlauge, spült energisch und trocknet sie in der Weise, daß man sie noch naß zwischen den Wäschefähnchen hin- und herzieht. Es versteht sich von selbst, daß auch diese vorher gründlich gesäubert wurden.

Die Klammer werden mit Wasser und Seife gut abgebrüstet und gespült wie jeder andere Holzgegenstand, zum Trocknen entweder auf sauberer, roher Tischplatte, gegebenen-

falls auch auf einem Tuch ausgebreitet, oder besser noch auf Bindfaden in der Weise gereiht, wie man sie im Handel oft genug sieht, und an lustigem Ort, am besten draußen in der Sonne, aufgehängt. Man vergesse bei dieser Generalreinigung auch die Klammerkürze nicht!

Waschkörbe werden ebenfalls mit der bewährten Dreiechtheit von Bürste, Wasser und Seife behandelt, gespült und altem Brauch gemäß zum Trocknen verkehrt oben auf die Wäschefähnchen gehängt. Auch wenn einem diese nicht zur Verfügung stehen, ist Aufhängen an Bindfäden zu empfehlen, aber der Gefahr des Einstaubens und der Möglichkeit des Ablaufens wegen immer verkehrt herum.

Etwaige Ausbesserungen werden bei Leinen und Körben am besten vor oder gleich nach der Wäsche ausgeführt. Aufgedrehte Leinen übergibt man am sichersten einem Seiler, der sie, was für ihre Haltbarkeit durchaus nötig ist, schnell wieder in Ordnung bringt. Bei den neueren Fabrikaten dürfte das nicht mehr nötig sein, denn wie auf allen Gebieten hat es auch hier erfreuliche Fortschritte gegeben, wozu in windreichen Gegenden, z. B. an der See, auch die sogen. „Sturmkammern“ gerechnet werden. Kleine Schäden an Wäscheförben sind verhältnismäßig rasch und leicht heilbar, während größere oft genug als „zu spät“ abgelehnt werden.

Frau Anna.

Aus der Geschichte der Tomate.

Die zur Familie der Nachtschattengewächse (Solanen) gehörende Tomate, die vor rund hundert Jahren die ersten zaghafsten Anhänger auch bei uns in Deutschland fand, hat ihre eigentliche Heimat in Südamerika. Von dort aus hielt sie ihren Einzug nach England, wo sie bald zu großer Beliebtheit gelangte und dort auch heute noch die ganze Jahreszeit über vorherrscht und nicht nur während der Saisonsmonate August und September.

Von England aus trat die Tomate ihren Siegeszug über Hamburg nach Deutschland an und jetzt wird sie in den Bierländern, dem äußerst fruchtbaren Landzwischen bei Hamburg, in ungeheuren Massen kultiviert, daß man sich bei ihrem Anblick kaum noch vorstellen kann, daß die einzelne Pflanze im 18. Jahrhundert noch mit 400 M bezahlt wurde.

Wenn man hinsichtlich der Verbreitung der Tomatenzucht von einer Kulturtat reden kann, so fällt dieses Verdienst dem damaligen Gartenbauverein zu Frankfurt an der Oder zu, der im Jahre 1885 erstmalig ein sogenanntes „Tomatenfest“ veranstaltete. Zuerst nur im kleinen Rahmen des Vereins wurden die Tomaten in verschiedenster Zubereitung an die Mitglieder zur Begutachtung verteilt. Die geladenen Preisrichter, die an dem Festessen teilnahmen, waren so davon begeistert, daß sie ein Jahr später ein „Tomatenfest“ großen Stils veranstalteten. Das Ergebnis war derartig, daß an einem Tage allein 22 000 Portionen ausgegeben wurden. Etwa 800 unentgeltlich verteilte Rezepte waren dann noch weiter für den vielseitig verwendbaren Paradies-

apfel. Dieser großzügig angelegte Werbefeldzug wirkte sich so aus, daß am nächsten Wochenmarkt von Frankfurt ein Ansturm auf die Tomaten feilhaltenden Händler einsetzte.

Von Jahr zu Jahr steigerte sich dann die Beliebtheit der Tomate, und man kann heute wohl von einer „Tomaten-gemeinde“ sprechen, deren Mitglieder die schönen roten Früchte in jeder Form verpeisen. Am beliebtesten ist die Tomate jedoch in rohem Zustande, nur mit Salz und Pfeffer zu Butterbrot oder als Salat genossen, da auf diese Weise die Vitamine A und B nicht zerstört werden. — Reichlicher Genuss von Tomaten verbessert nicht nur die Säfte, sondern regelt auch die Verdauung und wirkt kräftigend auf alle Organe des Körpers, namentlich aber die Leber ein.

Bera Thielemann.



Jumperkleid aus zartblauem Chinarepp mit Handstickerei aus farbiger Seide. Aufnahme: d'Dra, Wien.

Das sommerliche Haus.

Im Innern des Landhauses, zumal im sommerlichen, sollte die Farbe mit den Blumen, die wir von draußen hereintragen und mit dem Grün des Rasens und der Bäume, das durch die Fenster schaut, wetteifern. Ihr Anblick stimmt uns heiter und froh und es ist uns heute so leicht gemacht, Farben im Wohnraum anzuwenden. Vom Teppich bis zu den Vorhängen, von der Tapete bis zu den Möbelbezügen können wir alles licht und sonnenecht haben. Für die Möbel steht uns der Schleiflack zur Verfügung, die Werkstatt liefert uns auf Bestellung zu jeder Tapete oder jedem Fußbodenbelag einen im Farbton genau übereinstimmenden oder in wohl abgewogenem harmonischen Gegensatz zu ihm stehenden Lack. Aber auch schöne Naturhölzer können an Wirkung nur gewinnen, wenn sie vor farblich betontem Hintergrund, zu dem nicht nur die Wandbekleidung, sondern auch die textile Ausstattung des Raumes zu rechnen wäre, stehen. — Eine große Industrie ist heute tätig, uns mit Erzeugnissen das sommerliche Haus zu verhüllen. Da sind die unzähligen bedruckten, bemalten, gespritzten oder im Faden gemusterten Gewebe, da sind die Gebrauchsfasern, die, bunt und lustig, das feierlich-steife Porzellan ablösen sollen, die mannigfältigen Schalen, Krüge, Töpfe für Blumen und Gewächse, die zierlichen Gießkannen, die sich nicht mehr schamhaft in einem dunklen Winkel des Zimmers zu verstecken brauchen.

Unsere Bilder zeigen Auschnitte dreier typischer Landhausräume, wie man sie sich ähnelt.

lich auch mit geringeren Mitteln ohne Architektenhilfe selbst herrichten kann. Oben: ein Erker! Das ist immer ein dankbares Objekt, besonders wenn es sich um so einen herrlich rundgeschweiften wie diesen hier handelt. Eine behagliche Frühstücksecke ist daraus entstanden. Unter den Fenstern, die mit Wandschränken abwechseln, kleine Anrichten, in der Mitte ein schlüchtiggeformtes Sofa. Sein Bezug, die Fenstervorhänge und die Möbelbezüge entstanden aus dem gleichen geblümten Kretonne. Den Fußboden deckt eine der großen runden Kokosmatten, die sich im Gebrauch als sehr praktisch erweisen. Unten sehen wir zwei Teilstücke eines üppiger ausgestatteten Damenzimmers. Die Möbel bestanden aus lindfarbenem, matten Schleiflack; das Rohrgeslecht war versilbert. Den kleinen niedrigen Tisch deckte eine helle Marmorplatte. Auch hier wieder Wandschränke, der eine zur Aufnahme von Porzellan und Glas, der andere für das Grammophon und den Plattenvorrat — mit beiden weiß man oft nicht recht wohin — bestimmt. Auf die Farbe der Möbel waren die Voilevorhänge und die Kissenbezüge abgestimmt, wie der ganze Raum überhaupt in zartem Lichtgelb erstrahlte. Dies alles kann man aber auch bedeutend billiger haben. Es wäre ja auch traurig, wenn es nicht so wäre. Beim sommerlichen Haus kommt es weniger auf kostbares Material als auf den rechten Rhythmus in Farbe und Stimmung an. Dieser aber geht nicht mit Geld zu erkaufen, sondern muß erfüllt und erlebt sein.

G. R. - S.



Oben: Die sonndurchflutete Frühstücksecke im Landhaus. Entwurf: Architekt Heinrich Schader, Berlin. Aufnahme: Beder & Maack. — Unten links: Der Nachmittagstee vor dem Blumenfenster am kleinen niedrigen Tisch. — Unten rechts: Damenzimmer im Landhaus. Sehr praktisch ist der mit Glasplatten belegte Sitztisch. Die beiden untenstehenden Bilder stammen von der Ausstellung: „Landhaus und Garten 1927“, bei Friedmann & Weber, Berlin. Aufnahmen: W. v. Dobschütz.



Für die Kohlrabi- und Gurkenzeit.

In großen Küchenbetrieben, oft aber auch in kleinen, kommt es vor, daß dem schönsten Kohlrabi zu trock ein holziger Gemüse bereitet wird; ebenso wird bei der Zubereitung von Gurkenalat häufig ein Fehler begangen, der den schönsten Gurkenalat verderben kann. Durch etwas mehr Aufmerksamkeit beim Zubereiten von beiden Gerichten kann aber ein fadelloser, wohlschmeckendes Essen auf den Tisch gebracht werden.

Bei Kohlrabi muß man schon beim Schälen darauf bedacht sein, alle holzigen Teile zu entfernen. Man fängt am besten bei den Herzblättern an, die Schalen dem Wurzelende zu abzuziehen, und zwar so tief diese selbst gehen. Was man sonst an Holzigen bemerkt, schält man noch nach. Kohlrabi dürfen nicht in gleichmäßige Scheiben geschnitten werden. Man teilt sie in zwei oder vier Teile und läßt diese in Salzwasser ziemlich weich. Erst dann werden sie in Streifen oder Scheiben geschnitten, wobei nochmals alles Holzige, das sich etwa noch vorfindet, entfernt wird. Zum Schluß werden die Scheiben oder Streifen in einer guten Butterfritte, wozu man das Ablochwasser mit verwendet, aufgekocht und nach Belieben mit etwas Petersilie gewürzt. Restliches Ablochwasser kann sehr gut zur Suppe verwendet werden.

Bei Gurkenalat muß man vor allem beim Schälen darauf bedacht sein, die bitteren Spalten abzuschneiden. Man schneidet zuerst eine Spalte ab und kostet, ob sie bitter ist. Ist dies der Fall, so soll man mit einem zweiten Messer anfangen zu schälen, da sich sonst der bittere Geschmack auf die ganze Gurke überträgt. Man läßt die andere Spalte daran, ohne zu Ende zu schälen, um nachher beim Hobeln zu wissen, daß man beim abgeschnittenen, nicht bitteren Teil anfangen muß. Den kleinen Rest bereitigt man ungehobelt. Benutzt man nur ein Messer, so muß es abgewischt werden. Oftmals sind beide Spalten oder doch größere Teile davon bitter. Dann ist es ratsam, sich durch mehrmaliges Kosten zu überzeugen, ob das Bittere restlos bereitigt ist.

Kohlrabi mit jungen Erbsen gefüllt. Mittelgroße, zarte

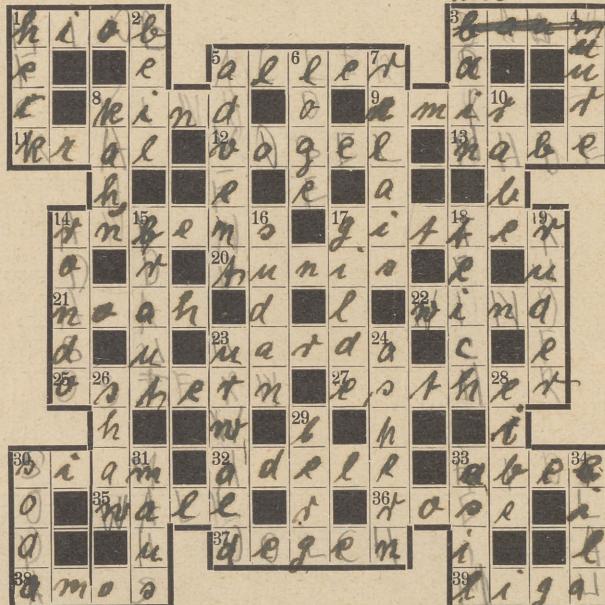
nicht holzige Kohlrabiköpfe werden sehr glatt abgeschält, rund zugeschnitten, worauf man oben eine dicke Scheibe als Deckel abschneidet, die Knollen innerwändig ausöhlt und die Kohlrabi nebst den Deckeln eine Viertelstunde in Salzwasser abkocht. Nachdem sie abgelaufen und abgekühlt sind, füllt man sie mit zarten jungen Erbsen, die man gleichfalls kurze Zeit in Salzwasser kochen und abtropfen ließ. Auf die Erbsenfülle legt man ein Stückchen frische Butter und etwas feingewiegte Petersilie. Dann legt man die Deckelscheiben obenauf, bindet sie mit Zwirn fest und setzt die Knollen in einen Tiegel, dessen Boden mit Speck- und Schinkenscheiben belegt ist, überzieht sie mit kräftiger Brühe und dämpft sie zu gedeckt weich. Nun nimmt man sie heraus, entfernt die Fäden, verdickt die Brühe mit etwas Mandamini oder Kartoffelmehl und saurem Rahm oder einem Eigelb, gießt sie über die Kohlrabi, die man mit rohem Schinken oder seiner Wurst belegt.

Kohlrabi, wie Spargel zubereitet. Große Kohlrabiknollen werden geschält, sorgfältig von allen holzigen Teilen befreit und in 6 bis 8 Zentimeter lange Stückchen wie Brechspargel geschnitten. Man läßt sie in Salzwasser vollständig weich und läßt sie auf einem Siebe abtropfen. Aus schaumig geschlagener Butter, mehreren Eigelb, etwas Mandamini oder Kartoffelmehl, dem Saft einer Zitrone und einem Teile des Ablochwassers bereitet man unter fleißigem Rühren auf nicht zu heftigem Feuer eine schaumige Tinte, in die man die Kohlrabistückchen noch kurze Zeit legt. Man reicht gekochten Schinken, Pökelzunge, kalten Braten oder Briolets dazu.

Gurken mit Bechamel-Soße. Die Gurken werden geschält, in ziemlich dünne Scheiben geschnitten, in einer Käferrolle mit Bechamelloße übergossen, zugedeckt und langsam darin weichgedämpft; vor dem Anrichten mischt man ein Stück frische Butter und etwas geriebene Muskatnuss unter die Soße, schwenkt das Gemüse gut durcheinander und trägt es auf.

Clara M.

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Buch der Bibel, 2. Waldgewächs, 5. Nebenfluß der Weser, 8. junger Mensch, 9. türkischer Titel, 11. Käferdorn, 12. Flieger, 13. Teil des Rades, 14. niederländischer Maler, 17. Flechtwerk, 20. französische Kolonie, 21. biblische Person, 22. Luftströmung, 23. Roman von Georg Ebers, 25. Kirchensfest, 27. Buch der Bibel, 30. hinterindisches Königreich, 32. Mädchennname, 33. biblische Person, 35. Befestigungsdamm, 36. Blume, 37. Waffe, 38. Prophet, 39. Bündnis. — Senkrecht: 1. Teil des Schiffes, 2. Werkzeug, 3. Nebenfluß des Rheins, 4. Gesang des Korans, 5. kirchliche Bezeichnung für die Zeit vor Weihnachten, 6. Platz im Theater, 7. elektrischer Apparat (in der Telegraphie gebräuchlich), 8. Wasserfahrzeug, 10. Vogel, 14. Musikstück, 15. Verlobte,

dennen, Gardine, Vagas, Abenteuer, Diemel, Auerhahn, Saatgetreide, Suetterlin, Honigwabe, Reihe, Neumühle, Adria, Wicht, Zigarette, Laufdiele, Ziehung, Tochter, Tuchstreifen, Tagewerk, Remise, Angebot, Strauch, Licht.

Jedem der vorstehenden Wörter sind drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die ein Wort Rahels von Barnhagen über Kennzeichen der Bildung ergeben.

3.

Dem Schüler, der im Worte saß, Geschah es, daß er ganz vergaß, Was er vom Umgestellten wußte, Von dem er just berichten mußte. Wie westlich-wild und schön es war, Vergaß der Armste ganz und gar.

sk.

16. Teil von Nordafrika, 17.

Handwerkerverein, 18. Kleines Gewässer, 19. Steuer eines Schiffes, 23. tropische Landschaft, 24. Schlachtfest bei Wien, 26. englischer Dramatiker, 28. Baum, 29. geographischer Begriff, 30. Waschmittel, 31. Magetier, 33. Obdach, 34. Farbe.

2. Kapselrätsel.

Leinwand, Angebinde, Wildnis, Grete, Armee, Inschrift, Hispanien, Sportdenkmal, Ar-

4. Circe.

Sie lockt. Die Sehnsucht reizt uns strömend hin, Sehn wir der Circe goldne Schleier wallen.

Doch nimmer wird die letzte Hülle fallen Bom Angesicht der schönen Zauberin.

Kein Sterblicher war jemals ganz ihr nah. Glaubt er am Ziel sich, ist sie nicht mehr da.

Und hastet er auf wunschgepeitschter Sohle

Ihr nach bis an des Erdballs eis'ge Pole, Längst ist sie dort, von wo er suchend kam,

Und seiner Irrfahrt wird er plötzlich gram.

So lehrt, was aus der Heimat ihn vertrieben, Die Heimat schäzen ihn gar oft und lieben. Dr. M.

5. Verschiebe-Rätsel.

Scheideweg, Ariadne, Basrelief, Vendetta, Starnberg, Traumbild, Veracruz, Nahgefecht.

Die Wörter — untereinander gestellt — sollen seitlich so verschoben werden, daß zwei senkrechte, nebeneinanderstehende Buchstabenreihen eine mitteldeutsche Stadt und ein in deren Nähe befindliches historisches Bauwerk bezeichnen.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 43.

1. Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Matrose, 3. Delta, 5. Danton, 7. Armut, 8. Ale, 10. Ernani, 11. Herta, 12. Aramide, 14. Kalide, 16. Remise, 18. Kafao, 20. Liga, 21. Medea, 22. Dea, 24. Erle, 25. Batu, 27. Altona, 28. Lilie. — Senkrecht: 1. Maria, 2. Sedan, 3. Demut, 4. Lametta, 6. Tonder, 7. Arntta, 9. Lear, 10. Erde, 11. Herde, 13. Miami, 15. Litewta, 16. Rega, 17. Semele, 18. Kaaba, 19. Ode, 20. Lineal, 22. Arie, 24. Erna, 26. Kuli. — 2. Schriftsteller, Schriftseher. — 3. Alt und neu: Maß. — 4. Land und Leute: Dekan — Dekan.